

Nr. 2859

DER LANDSER

www.landser.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

H. Bley

Frontsoldaten

Rußland 1941/42 – Die Wehrmacht marschiert vorwärts – Doch der Winter fordert gigantische Opfer – Persönlicher Erlebnisbericht



Ritterkreuzträger der Luftwaffe



Eberhard Jacob

wurde am 18.1.1917 in Taulkinnen/Ostpreußen geboren und trat schon vor Kriegsbeginn in die Luftwaffe ein. Nach seiner Ausbildung zum Flugzeugführer kam er zum Stuka-Geschwader 2 und flog Einsätze über Polen und im Westen. Bereits hier bewährte sich Jacob, wofür er die Beförderung zum Leutnant erhielt. Es folgten Feindflüge gegen Großbritannien und ab 1941 im Mittelmeerraum und über Afrika. Im Jahr 1943 kommandierte Jacob als Hauptmann eine Stuka-Gruppe an der Ostfront. Am 29.2.1944 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet, folgte seine Verwendung im Stab des Generals der Schlachtflieger. Bei Kriegsende war er als Major im Luftwaffenführungsstab tätig. Eberhard Jacob verstarb am 27.2.1982 in Bad Orb.

H.K.

Frontsoldaten

Persönliche Erlebnisse im Rußlandkrieg



Rußland 1941/42. Die Wehrmacht zerschlägt in wenigen Wochen gigantische Truppenansammlungen der Roten Armee, bringt Tausende Gefangene ein und erbeutet unzähliges Material. Siegeszuversicht macht sich unter den Landsern breit. Ein Dorf noch, eine Flußüberquerung oder noch ein Gebiet säubern, dann ergeben sich die Russen, und der Krieg ist vorbei. So denken viele, doch es sollte anders kommen. Einer jener Soldaten, die im Sommer 1941 gen Osten aufbrachen, schildert in diesem persönlichen Bericht seine Erlebnisse. Vor allem die Strapazen des ersten Winters setzen ihm gehörig zu, und mehr als einmal gewinnt Resignation die Oberhand. Nichtsdestotrotz überlebt er die Wirren des chaotischen Rückzugs während der russischen Gegenoffensive und kann so vom Krieg erzählen.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Samstag, 21. Juni 1941:

Wir schleppen, was das Zeug hält. Wenn die Granatwerfermunition nur nicht so schwer wäre. Es geht in die Bereitstellung. Die Kompanie verhält sich unheimlich vorsichtig. Man wagt weder zu husten noch ein lautes Wort auszusprechen. So, das hätten wir geschafft! Eine seltsame, nie gekannte Unruhe nimmt von mir Besitz.

Egon Koller¹⁾ macht blöde Witze. Keiner hört recht hin. Egons Galgenhumor in der augenblicklichen Situation liegt verdammt schief. Das merken allem Anschein nur Heinz Kaeffer und ich. Kaeffer ist Unteroffizier und Führer unseres Granatwerfertrupps.

„Leg die Zeltbahn unter“, rät mir Heinz, „das Gras ist naß.“ Ein Mordsbetrieb setzt ein. Pioniere schaffen Schlauchboote vor, Flammenwerfertrupps folgen. Rechts von uns werden Schützenlöcher gebuddelt. Wir verhalten uns still. Nur das Keuchen der Buddler ist zu hören.

Die Pioniere müssen mit dem Zeug am Westufer des Bug angelangt sein.

X = 3.15 Uhr (Angriffszeit). Es ist Sonnwendtag.

Ein Feuerorkan von ungeheurem Ausmaß braust über uns hinweg. Wir hocken in unseren Deckungslöchern, reißen die Augen auf und starren wie hypnotisiert gegen eine graue Wand. Immer höher wächst diese empor, wallt feuerdurchloht zum Himmel.

Das Vorbereitungsfeuer der Artillerie bricht ab. Die Wand bleibt. Heinz und ich ducken uns tiefer. Wir bibbern, haben Angst.

Nichts geschieht. Warum schießt der Russe nicht?

Der Angriff auf die Sowjetunion hat begonnen!

Leutnant Pein, unser Zugführer, steht plötzlich da und ruft:

„Los, raus aus den Löchern!“

Wir zwitschern ab. Rechterhand auf einer Deckung liegt Fritzchen Hertel vom Nachbartrupp und rührt sich nicht. Uns allen ist das unerklärlich; wir müssen ihn den Sanitätern überlassen.

Hinein in die Schlauchboote! Wasser plätschert, schwappt und quirlt. Die Pioniere paddeln wie verrückt, kein unnützes Wort fällt. Ohne Beschuß erreichen wir das Ufer.

„Alles mir nach!“ ruft Leutnant Pein. Wir überwinden zwei Drahtverhaue. Benötigen dazu keine zehn Minuten, lassen die Böschung hinter uns und gehen in Deckung. Heinz und Pein kriechen vor.

Tak ... tak ... prrrt ... prrrt ... tak ... tak, dann Handgranatendetonationen.

„Volle Deckung!“

Egon rammt seinen Ellbogen gegen meine Rippen: „Da schau, Richard, die Siebte ist am Haus!“

Richtig! Das weiße, von Ekrasitschwaden halb verdeckte Gebäude nehme ich erst jetzt wahr.

Von der Höhe 204 im Nordosten tackern schwere russische Maxim-MG²⁾. „Verdammt!“ knurrt Heinz, der sich bäuchlings zurückschiebt, „wir sind eingekeilt!“

Pein benützt eine Feuerpause des Gegners, um uns regelrecht vorzuschleusen. Mir hängt nach dreißig Schritten die Zunge heraus. Am liebsten würde ich den „Spucker“³⁾ samt Munition in den Grund stampfen.

Da knallt es plötzlich von allen

Seiten. Die siebte Kompanie am Haus ist fort, kein Aas mehr zu sehen. Pak⁴⁾ feuert. Wir wissen weder ein noch aus, haben den Überblick verloren und rutschen in eine Senke. Da liegen wir keuchend mitten in Nesseln, schielen heimlich dorthin zurück, wo wir hergekommen sind.

Konzentrisch hacken mehrere „Maxim“ von der Höhe. Einer schreit schrill und piepsend, verstummt. Wember vom Zugtrupp getroffen, Bauchschuß. Rippelt vom ersten Trupp: Oberschenkeldurchschuß. „Freibeuter-John“, der alte Abenteuerer Gehrke: Lungendurchschuß. Maaz ist tot. Der hat so schrill geschrien. Armer, guter Jochen Maaz!

Pioniere stürmen von einem tiefer gelegenen Querweg die Höhe 204, greifen ein und zerschlagen den feindlichen Pak-Riegel.

Zügig geht's zum weißen Haus, jetzt Sammelstelle. Im Hof liegen Gefallene. Ich zähle sie nicht. Es sind viele, sehr viele. Entlang der südlichen Außenmauer quälen sich in knöcheltiefem Sand zwei Hilfskrankenträger ab. Auf der Trage liegt Leutnant Ploß – tot.

Wir stoßen nach kurzer Zeit zur Kompanie. Kurz bevor der nächste Gefechtsauftrag vom Bataillon ergeht, nimmt Oberleutnant Henschel, unser Chef, Leutnant Pein zur Seite.

„Das nächste Mal passen Sie mir bitte auf, daß Sie den Anschluß nicht verlieren.“

Ein Wald wird nach Gefechtsvorschrift durchgekämmt. Es kommt zu keiner Feindberührung.

„Dritter Zug vor, Bataillons-Sicherung übernehmen!“

Allgemeine Schadenfreude, Grin-

sen. Hauptsache, wir bleiben verschont.

Bei Einbruch der Dämmerung gibt es am Ausläufer eines Mischwaldes eine tolle Schießerei. Grüne und weiße Leuchtkugeln zischen hoch.

„Die sind alle nervös“, urteilt Leutnant Pein, „is nischt.“ Bis spät in die Nacht hinein marschieren wir, fallen todmüde in einen Graben und ziehen die Decke über den Kopf. Bevor ich einschlafe, höre ich im nahen Wald Käuzchen rufen.

Am frühen Morgen wecken uns Hornsignale.

„Wo steigt die Jagd?“ witzelt Mockbauer, schlägt sein Wasser ab und tut ganz erstaunt, als ein Melde-reiter über den Graben setzt. „Ach so, wir sind ja in Rußland, und es ist Krieg!“ Mockbauer schließt den Hosenslatz und ruft: „Auf, Kameraden, es geht feindwärts!“

Pein lächelt. Mir ist nicht danach zumute. Ich spüre kaum noch die Arme, so zieh'n die vermaledeiten Munikästen. Flüchtlinge kommen uns entgegen. Hagere Gesichter, Kinder auf schmutzigen Wäschepacken. Ein alter Mann mit gebeugtem Rücken führt die Panjepferde am Halfter. Bei den Tieren kann man die Rippen zählen.

„Ratas⁵⁾!“

„Was?“

„Russenflieger – dort!“

Ach so! Drei russische Jäger! Nichts wie in Deckung! Sie drehen ab.

4. Juli

Nach den ersten Siegen und wenigen Ruhetagen sind wir wieder auf

dem Marsch. Wir tippeln auf Straßen, die wir jetzt gut zu kennen glauben. Es geht anfangs recht gut. Doch bald wird es staubig und grundlos. Motorisierte Kolonnen fahren an uns vorbei. Man staunt, wie viele Fahrzeuge zu einer Division gehören, wie riesig aufgebläht der Troß im Vergleich zur kämpfenden Truppe ist. Es ist schwül, die Sonne sticht. Gewölk zieht auf, verdichtet sich. Es beginnt zu regnen; der Staub wird zu Brei, Fahrzeuge bleiben hängen.

Kein Staub mehr! Wir reißen uns die Mützen vom Kopf, spüren den warmen Regen in Gesicht und Nacken.

5. Juli

Das dritte Bataillon ist jetzt vor uns, schwenkt nach Südosten ein, wir hinterher. Sobald die Rollbahn erreicht ist, wird Eilmarschtempo angesprochen. Immer kürzer werden die Rastzeiten. Die Rollbahn muß frei bleiben, darf nicht verstopft werden. Alle paar hundert Meter stehen „Kettenhunde“⁶⁾.

Kosow gleicht einem Trümmerhaufen. Von der Hitze der Brände hat sich das Laub der Bäume gelb gefärbt.

Sonntag, 6. Juli

Hals über Kopf geht's ausgerechnet mittags los. Während angetreten wird, würgen wir das heiße Essen hinunter. Reihum wird fürchterlich gemeckert.

Nach acht Kilometern sind wir wieder auf der Rollbahn. Kolonne um Kolonne rollt vorüber, Ju's und

He 111⁷⁾ brausen im Tiefflug über uns hinweg, wackeln mit den Tragflächen. Bombentrichter reihen sich aneinander, an der Straße stehen zerstörte Geschütze und Panzer, viele eigene darunter. Wir lesen die Namen auf den Schildern der Gräber. Durchwegs handelt es sich bei den Gefallenen um Angehörige von Panzertruppen. Manche Gräber sind flüchtig und liederlich, manche mit viel Liebe gebaut.

Stockungen treten auf, Scherzworte fliegen hin und her. Manche Zigarettenschachtel wird aus dem Fahrerhaus gereicht.

„Wie weit sind die Panzer vorne?“ fragt der wißbegierige Dinstel.

„Knapp vor Moskau!“

Wir biegen von der Straße ab. Räder fressen sich in den aufgeweichten Grund, Schiebekommandos treten in Aktion. Plötzlich ein Krach. Mein Kopf knallt gegen eine Bordwand. Benommen drehe ich mich um. Wenige Wagen hinter mir eine Rauchwolke. Alles quirlt durcheinander. Was los ist, weiß kein Mensch.

Da radelt der Oberarzt auf uns zu. „Minen!“ ruft er und steigt ab. Geupel ist als erster auf eine Mine gefahren – tot. Etliche sind verletzt, auch der „langsame Otto“. Seltsam! Vorher ist fast das ganze Bataillon drübergefahren, und gerade ihn hat es erwischt. Alter Familienvater, ein bißchen unbeholfen, schlicht und brav.

7. bis 10. Juli.

Man gönnt uns endlich einen Ruhetag. Der zweite Zug putzt wie wild

und macht Appelle. Wir schauen höhnisch zu.

„Die Front ist über 25 Kilometer weit weg“, verkündet der Chef: „Wir sind Armee-Reserve. Mit einem Einsatz ist nicht zu rechnen. Ich glaube nicht, daß wir noch einmal an den Feind kommen.“

Was er sagt, beruhigt. Wir sind noch rund 130 Mann stark.

Aufbruch! Marsch und wieder Marsch. Es ist ewig dasselbe: Pferdekadaver, Geschütze, Panzer, LKW, überholende Kolonnen. Und über allem der Staub, der uns einhüllt.

Mir ist nicht gut. Ich muß die letzten drei Kilometer aufsitzen. Die Quartiere sind zu eng. Wir müssen auf der Wiese zelten. Die Stimmung ist danach. Aber es wird nicht kalt. Ich bin beim Arzt. Für morgen bekomme ich Aufsitzzenehmigung.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang geht's wieder los; es sollen so an die fünfzig Kilometer zurückgelegt werden. Ich schleppe mich bis zur Rollbahn. Dann ist's aus. Ich sitze auf. Vom Wagen aus sieht sich diese Welt viel besser an. Hrudopol – Suwnia – Marinowo – Horodisce – Talinino-wicz – 52 Kilometer, die haben wir geschafft!

Am 10. Juli sollen es 40 Kilometer werden! Wir sind alle fertig und schimpfen über die Sturheit. Sollen sie die Ruhetage streichen und dafür kürzere Strecken marschieren! Oder nicht dieses unheimliche Tempo. Wir machen sieben Kilometer in der Stunde. Diese Rennerei ist ein Elend! Nach 14 Kilometern hat unser Kommandeur anscheinend ein Einsehen. Der Chef stellt Fußkranke zusam-

men, die auf vorfahrende leere LKW (das gibt's!) aufsitzen sollen.

Geschlossen geht es über die alt-russische Grenze. Es soll einen Vorbeimarsch am Armee-General geben.

Wir haben weite Sicht. In der Ferne stehen zwei weiße Häuser. Dort wird's wohl sein. Aber schon vorher im freien Feld ist eine Tafel. Dort steht vor weidenden Kühen der Musikzug und spielt.

Der General war nicht zu sehen.

11. Juli

Es geht erst um fünf Uhr abends weiter. Wir steigen diesmal gleich auf LKW, einzeln oder in kleinen Gruppen. Ich erwische einen Wagen der Luftwaffe.

Bald hängen wir fest. In vier Reihen stehen die Kolonnen. Ich muß umsteigen, schlängle mich durch. In einer Staubwolke sehe ich den Regimentskommandeur. Ich tipple allein weiter. Das Ziel ist bekannt. Es wird ein einsamer Marsch durch die Nacht. Die Landschaft gleicht der polnischen. Dörfer und Menschen, immer gleich. Wir nennen die Einwohner „Zabralis“, weil sie auf jede Frage nach Eiern, Butter u. ä. immer dieselbe Antwort parat haben: „Germanski⁸⁾ zabrali“ (die Deutschen haben's genommen). Fahles Mondlicht liegt auf dem Land. Ich tipple durch eine kleine Ortschaft. An einer Wegkreuzung steht ein Doppelposten.

„Ist hier Ladno?“

„Nee, da mußst du noch einen Kilometer weiter.“

Endlich gelange ich nach Ladno.

Die Dorfstraße ist menschenleer. Schließlich tappe ich in ein leeres Haus. Heinz und die anderen sind schon da.

Wir werden mit LKW die letzten 150 Kilometer an die Beresina gefahren.

„Absitzen!“

Es ist früh am Morgen. Ein Birkenwäldchen schmiegt sich an die Straße. Kein Lüftchen regt sich. Wir bauen unsere Zelte auf und schlafen.

Der Chef erklärt die Lage. Wir sind südlich von Bobruisk, um die Rollbahn zu sichern. Vom Feind keine Spur. Nur hin und wieder versprengte Rotarmistengruppen.

Die Ruhe hält nicht lange an. Einsatzbefehl ergeht. Gegen Mittag machen wir uns bei drückender Hitze auf den Weg. Fünf Stunden währt der Marsch. Unsere Kompanie, verstärkt durch einen sMG⁹⁾-Zug, hat das Dorf Kowtschizy zu sichern. Die anderen Kompanien liegen einige Kilometer weiter. Der dritte Zug legt sich als Rückendeckung in den Wald an eine Minensperre. Die Pioniere, die wir ablösen, graben ihre Minen aus und nehmen sie mit. Die Neuen graben ihre mitgebrachten ein.

Mücken und wieder Mücken! Wer sich nicht die Zeltbahn über den Kopf zieht, hält es nicht aus. Schließlich schläft man ein.

16. Juli

Am Morgen gibt es plötzlich im Dorf fürchterlichen Rabatz. Die Kameraden werden unruhig. Was wird schon sein? Wilde Schießerei, wie immer um Kleinigkeiten.

Michler, der zum Kaffeeholen

weggefahren ist, kommt wieder und erzählt: „Also, es war ein ganz wilder Angriff von rauhen Mengen Russen losgebrochen. Sie schießen mit allen Waffen. Pak, Ari¹⁰⁾ und so weiter. Ein Teil des Dorfes brennt.“ Michler war gerade bei der Küche, als der Zauber losging. Aber die Kompanie hält; Michler hat sogar Kaffee und Post.

„Fertigmachen!“

Der dritte Zug wird vorgeholt. Mit Pak-Protzen geht's los. Sehr schnell sind wir mitten drin in der Knallerei. Möckel tot, „Gandhi“ tot. Wie es geschah, weiß keiner zu sagen, niemand kennt sich aus. Der Chef jagt uns mitsamt der Munition die Straße rauf und runter. Eine Schinderei bei dieser Hitze. Dann gehen wir schließlich hinter einem Erdaufwurf in Stellung.

Als Verstärkung rückt die Radfahrkompanie an. Vorn tut sich wieder was, und das scheint nicht von Pappe zu sein. Jetzt knallt es wieder! Sie schießen planmäßig Haus für Haus an der Straße zusammen.

Es faucht urplötzlich, dann ist knapp neben uns eine Dreck- und Rauchwolke.

Heinz Kaefter rutscht verzweifelt um einen nahen Kartoffelbunker herum und sucht das Eingangsloch. Deckung ist jetzt die Hauptsache.

Gegen 16 Uhr werden wir an die Straße zurückgeholt. Der Russe schießt sich jetzt mit leichten Geschützen ein. Das vorher waren Pak und Granatwerfer – so langsam kennt man sich aus.

In der Nacht wird die Sache unhaltbar. Wir gehen zurück. Der Himmel ist rot von Bränden, es knattert und knallt überall. Am Morgen sind

wir wieder im Ausgangsdorf. Nach einer Mütze voll Schlaf geht es gegen die Beresina. Unsere neue Stellung liegt genau an einem Bach. Im Rücken haben wir einen bewaldeten Hang, in dem alte, tiefe Schützengräben verlaufen. Vor dem Gegenhang dehnt sich Sumpf. Und mitten im Sumpf sitzen wir. Graben wir tiefer als zwanzig Zentimeter, füllt Grundwasser das miserable Deckungsloch.

Ein herrlich warmer Sommertag, der 17. Juli. Keiner denkt mehr an das Gestern. Das ist überstanden! Im Bach schieben wir ein paar Stämme zur Seite. Man kann jetzt schwimmen. Da recken wir uns mit nacktem Oberkörper und lassen uns bräunen. Welch ein Leben!

Ein Aufklärer wirft eine Meldung ab. Starke russische Kräfte nähern sich in drei Marschsäulen!

Wir fragen nicht viel danach. Noch sind sie nicht da, und der Sommer ist so schön!

Zwölf Stunden später geht das dritte Bataillon über die Brücke vor und greift in Richtung Poritschi an. Wir sollen nachstoßen. Auf einmal schießen sie links von uns gegen die Brücke. Wir sehen das dritte Bataillon aufgeschlossen mit sämtlichen Gefechtsfahrzeugen drübergehen.

Wir stoßen nicht nach. Das dritte Bataillon kommt fluchtartig zurück. Sie kommen nicht durch. Da pfeifen die ersten Einschläge in den Bachgrund. Dreck, Schlamm und Balken wirbeln durch die Luft. Wir versuchen tiefer zu graben – ein aussichtsloses Unterfangen.

Der erste Zug liegt am Bach vorge-

schoben auf einer kleinen Höhe, der dritte schließt nach links zur Brücke an. Irgendwelche Reserven haben wir nicht. Unser Abwehrfeuer wird langsam mobil. In einer Feuerpause gehen Spähtrupps vor.

Der Zirkus geht von neuem los. Wir können jetzt schon Abschüsse hören. Und wir wissen, was schwer ist und leicht und wohin es ungefähr gehen wird. Splitter klatschen in unsere flachen Löcher. Der Sumpfboden ist für uns zum Vorteil, macht die Granaten weniger wirksam, erstickt sie. Die „ganz schweren Koffer“⁽¹¹⁾ holen erst von ganz weit langsam Luft, bevor sie wie ein D-Zug da sind. Dann wippt es uns in den Löchern hoch. Wer sich getraut, den Kopf rauszustrecken, erlebt bis zu fünfzig Meter hohe Schlamm bäume. Beim dritten Zug ist so ein gewaltiger Trichter dicht neben dem Loch von Feldwebel Bartsch.

Man nimmt sich unser Loch besonders vor. Geht nicht weg, der „Spuker“ von der Gegenseite; immer schön um uns herum haut er rein.

Plötzlich gähnt ein Riesenloch in unserem Granatkasten. Den hatten wir als Deckung vor uns auf den Rand gestellt. Gerhard wirft ihn weit weg. Aber wenn die Dinger kriechen wollten, dann hätten sie es längst getan und uns in Fetzen gerissen.

Am Abend vergraben wir unsere Kästen. Dann fischen wir Balken aus dem Bach und bauen eine dicke Decke über unserem Loch. Während der Nacht herrscht Ruhe.

Der neue Tag fängt mit einem wahren Granatensegen an. In einer Feuerpause wird gerufen: „Zasche zum Telefon!“ Außer Atem treffe ich

beim Kompaniegefechtsstand ein. Am anderen Ende der Leitung höre ich die Stimme des Oberarztes: „Wollen Sie Sanitätsdienstgrad bei Ihrer Kompanie werden?“

Ich hole tief Luft, überlege. „Ja, Herr Oberarzt, kann ich denn überhaupt? Ich habe keinen Kurs und nichts.“

„Mensch, sieben Semester Medizin sind doch mehr als jeder Lehrgang! Also, machen Sie's?“

„Ja, Herr Oberarzt.“

„Schön. Melden Sie sich im Laufe des Tages bei mir.“

Ich trotte zurück durch den Wald zum Verbandsplatz. Kein Mensch weit und breit. Einschlag neben Einschlag, der Weg mit Ästen übersät. Tote Pferde liegen in Mengen herum. Nur hier nicht von einem Feuerüberfall erwischt werden.

Der Oberarzt grinst über das ganze Gesicht, als er mich sieht. Wundert mich nicht. Verschlammt, unrasiert und ein wenig zerrissen stehe ich da. Er weist mich kurz in meine Pflichten ein, dann zottle ich mit zwei Sanitätskästen los.

Sie trommeln schon den dritten Tag. Wir haben Glück, viel Glück. Heute treiben sie es ganz wild. Schwerpunkt: die Brücke. Dort ist unsere Nachstelle zum dritten Bataillon.

In der Nacht brennt das Dorf ab.

20. Juli

Sie kommen. Man sieht nichts. Aber über unsere Köpfe weg prasselt das Feuer ihrer Maxim-MG.

„Los, Heinz, schießen!“

Drei Kästen schießen wir leer. Wir

merken gar nicht, daß wir selbst mitten im Vernichtungsfeuer liegen. Bis von links durchgerufen wird: „Einbruch beim ersten Zug, der Iwan⁽¹²⁾ ist über die Brücke weg und durch!“

Da kommen sie schon gelaufen, und wir haben keine Muni⁽¹³⁾ mehr. Man sieht nichts. Nun knallt es von links und dann noch von hinten. Der Russe ist durch. Jetzt muß etwas geschehen!

Hinten auf dem Weg geht etwas in die Luft. Irgendwie wird die Sache zurechtgebogen. Leutnant Schieder schnappt sich zwei Granatwerfer, dazu eine IMG⁽¹⁴⁾-Gruppe und flickt das Loch. Das Feuer flaut ab, der Angriff ist abgeschlagen.

Der dritte Zug beklagt drei Gefallene: Schuller, Langhans und Johann.

Um 22 Uhr werden wir abgelöst und torkeln nach hinten. Im Wald liegt wieder Störungsfeuer. Wir graben uns in einem Waldstück, das noch im Feuerbereich der Russen-Ari liegt, tiefe Löcher. Das Gelände sieht wüst aus. Einschlag neben Einschlag, die tiefen Trichter sind mit Wasser gefüllt. An der Brücke tote und verwundete Russen. Manche schauen uns mit neugierig stumpfen Blicken an. Haufenweise liegen Beutewaffen und Munition umher.

21. Juli, abends.

Weit vor uns in den Wäldern steigen Leuchtkugeln auf. Es heißt, daß wir mit MTW⁽¹⁵⁾ vorgebracht werden. Uns ist's recht. Ich bin bei der letzten Gruppe, die aufsitzt. Sie fahren uns auf einer sandigen Straße bis etwa fünfhundert Meter an einen Wald

heran. In der Dämmerung erkennt man schanzende Gestalten. Aus dem Wald fetzt Leuchtspur auf uns zu.

Ich mache mich zu den Sanitätern auf den Weg. Wir graben flache Löcher. Ein russisches Infanteriegeschütz tastet sich näher. Mit den „Sanis“⁽¹⁶⁾ bekomme ich Krach. Sanitätsfeldwebel Fehrenbacher samt Anhang vertritt die Ansicht: Erst läßt man die Kompanie stürmen, dann erst sammelt man die Verwundeten. Ich erkläre kategorisch: „Nein, falsch! Die weiteste Entfernung beträgt fünf Schritte hinter dem Zugtrupp für jeden Zug-Sanitäter, klar? So wird's gemacht. Künftighin bin ich mit der Trage in der Mitte beim Kompanietrupp.“

Sie protestieren, verfluchen mich, tun aber schließlich doch, was ich sage.

Am Morgen liegt die Stadt Poritschi vor uns. Pak ist an der Straße vorgeprescht und schießt Häuser am Stadtrand in Brand. Wir stapfen durch nasse Wiesen, plagen uns über großschollige Kartoffeläcker. Ich bin beim ersten Zug. Wir begegnen einer Gefangenenspalade. Der kleine Hummel vom Kompanietrupp begleitet sie. Hinter Hummel geht ein Hüne von einem Russen. Wenn der die Hand senkt, ist Hummel verschwunden.

Die Stadt wird durchgekämmt. In versteckten Winkeln sitzen Freischärler. Man muß höllisch achtgeben. Sie schießen auf den General, der zugleich mit uns in die Stadt einfährt.

Ich entdecke eine Apotheke. Beute: Kölnisch Wasser, Seife und Präservative. Alles wird verteilt. Letztge-

nanntes enttäuscht. In der Apotheke richtet der Oberarzt das Revier ein. Wir ziehen am südlichen Stadtrand unter; nicht weit weg befindet sich der Divisions-Führungsstab. Der General meint, es wäre bald vorbei, und wir würden abgelöst – spätestens am 18. August.

Ich will den Sani-Verein beisammenhaben. Doch die wollen nicht. Bin mir auch klar darüber, daß sie mich hereinlegen werden, wo sie können.

Als ich aufwache, bin ich dort, wo die Hose anliegt, vollkommen zerbisssen. In der Stube hüpfen Flöhe herum.

Ich beginne meine Tätigkeit als Sanitätsdienstgrad, wandere durch Regen und Schlamm zum Revier und zurück. Das Krankenbuch ist nachzutragen. Es muß genau drinstehen, wer wo gefallen ist.

Vier Ruhetage sind uns gegönnt. Dann geht das Bataillon nach Süden. Der Chef bekommt das EK I⁽¹⁷⁾ und sagt zu uns: „Das habe ich für euch bekommen. Es ist also eure Auszeichnung.“

Wir staunen, und er fährt fort: „Wir machen heute in Bataillonsstärke bewaffnete Aufklärung, denn wir müssen herauskriegen, wie stark der Gegner ist, der uns gegenüberliegt. Abends sind wir wieder in unseren Quartieren.“

Es geht acht Kilometer südwärts. Dort sind die vordersten Stellungen. Von der Beresina her beharken uns zwei Feindgeschütze. Demnach werden wir gut beobachtet.

Die Dinger schießen sich ein. Mit einmal liegen die Einschläge genau in der vorderen Kompanie. Wir

sind Bataillonsreserve. Dann bricht die Hölle los. Sie haben uns ruhig ganz nahe herankommen lassen, um uns bequemer abknallen zu können. Und wir haben nichts außer Infanteriewaffen, sonst keine Unterstützung. Ein Geschütz, das zunächst dabei war, fällt gleich zu Anfang aus.

Wir stürmen verbissen durch einen Feuerhagel, treiben die Russen aus den Löchern, jagen in dichten Wellen die Höhe hinauf. Hinein ins Dorf! Um uns prasseln die Einschläge, klatschen die Splitter. Das Bataillon hat entsetzliche Ausfälle. Die Sechste kommt als Reserve noch am besten weg.

Wir sind gerade dabei, uns in den eroberten Bunkern und Löchern einzurichten, da kommt der Befehl zum Rückmarsch.

Während wir uns eiligst aus dem Dorf zurückziehen, hält mich ein Bauer an. Er sieht meine Rotkreuzbinde und bittet mich durch Gesten, mitzukommen. Nach einer Falle sieht das nicht aus. Er führt mich hinter seiner Kate zu einem Kartoffelbunker, steigt hinunter, zündet eine Kerze an.

Da liegt eine Frau und stöhnt leise, seine Frau. Sie hat Granatsplitter im Bauch. Es wundert mich, daß sie noch lebt. Die Fetzen, auf denen sie liegt und die um den Bauch gewickelten, sind vollständig durchblutet.

Ich rede beiden leise und beruhigend zu und binde beim Schein der Kerze zwei meiner Verbandpäckchen um den Bauch. Mehr kann ich nicht tun. Dabei laufen dem Alten die Tränen in den Bart.

Ich bin der letzte im Dorf. Die Rus-

sen müssen bald wieder dasein. Ich haste unseren letzten Sicherungen nach. In mir sieht es übel aus. Was ich in diesem Loch erlebte, ist die Not der Menschheit schlechthin, gehört mit zu unserem Leid, muß mit von uns ertragen werden. Diese beiden sind schuldlos wie wir.

So, die Division hat bewaffnet aufgeklärt. Jetzt wissen sie da oben, was uns gegenüberliegt. Dabei sind mindestens fünf Offiziere und fünfzig Mann gefallen. Die Stimmung ist dementsprechend.

Auf dem Rückweg stoßen wir auf die Küche. Werner hat Milchreis mit Obst gekocht. Wundervoll! Unsere Ablösung trifft ein. Über Sandstraßen geht es zurück.

Das Dorf, in das wir sollen, existiert nicht.

Am Morgen werde ich zum zweiten Zug gerufen. Der Schneider hat einen komischen Ausschlag, und die anderen finden seltsame Tierchen in den Hemden. Ich nehme eines auf die Hand, passe auf, daß es nicht davonläuft, und gehe damit zum Oberarzt, melde, der zweite Zug hätte Läuse.

Er geht drei Schritte von mir weg, beguckt sich vorsichtig das Läuselein in meiner Hand, und dann bleibt dem zweiten Zug und mir nichts mehr von der Freizeit. Sie müssen unter Kontrolle ihre gesamte Wäsche abkochen. Ihre Kleider werden in einem Bunker ausgeräuchert und dabei teilweise angekokelt. Man hütet sich, mit dem Läusezug zusammenzukommen.

Ein neuer Assi (Assistenzarzt) kommt. Er stammt aus der Gegend von Ostrau.

„Nooo, was haben Sie? Nichts haben Sie! Ich kann nichts feststellen. Nooo, Sie sind ein medizinisches Wunder!“ Er auch.

Mit Feldwebel Hienzsch und dem Chef fahren wir noch einmal nach Kowtschizy, um Möckls Grab festzustellen. Welch friedliches Dorf! Sie sind schon wieder dabei, zwischen verkohlten Balken neue Hütten zu bauen. Und wie eine Sage wird es den Enkeln weitergegeben, daß einmal die Deutschen hier waren und der Krieg. Vielleicht denkt dann auch einmal einer an das Grab des Deutschen.

Ja, das Grab. Sie liegen nicht tief, die beiden. Schauen auch nicht schön aus. Sie konnten noch im letzten Moment aus dem brennenden Haus geholt werden. Ist das nun Möckl, der heitere Krankenpfleger? Ich kann es nicht sagen.

Einem kleinen Jungen gebe ich die Hülse einer Panzergranate. Er soll Blumen hineintun und sie aufs Grab stellen. Er kommt mit seiner Mutter wieder, einer schönen Frau. Sie verspricht mit nassen Augen, das Grab zu schmücken.

Vier Tage später.

Nachts gehen wir über ein großes Buchweizenfeld vor. Schemenhafte Gestalten tauchen vor uns auf. Der Sanitäter weist mich und Heinz ein. Das Loch ist gut. Wir können wunderbar schlafen.

Unsere Stellung, reich an exponierten Punkten, ist weit ausgedehnt. Wir sehen nach Norden und Westen tief in das Land hinein. Unser dritter Zug ist schon so weit weg, daß wir es

kaum noch hören, wenn er Aribeschuß kriegt.

Gelegentlich hauen schwere Brocken auf die Straße. Manchmal auch in unsere Nähe. Aber im großen und ganzen ist es ungefährlich. Die russischen Stellungen sind weit entfernt und nicht zu sehen.

Ich baue mit Heinz unser Loch aus. Wir schlafen und essen. Dann bahnt sich wieder einmal was an. Die da oben wollen nämlich wissen, was der Feind macht. Alle drei bis vier Stunden muß ein Spähtrupp ins Vorgehen.

Es kommt, wie es kommen muß. Wir merken zunächst nichts. Dann rufen sie: „Sanitäter zum linken Flügel!“

Man hatte einen Spähtrupp bis auf zwanzig Meter herankommen lassen und dann losgeknallt. Drei blieben liegen. Drei Verwundete schleppten sich zurück. Nun liegt noch der kleine Tittmann draußen. Den sollen wir holen. Ein MG-Trupp wird uns zur Deckung mitgegeben.

Es geht auf einem sacht abfallenden Hang gegen den Kusselwald. An einem notgelandeten Doppelrumpfaufklärer vorbei erreichen wir einen Graben. Dort liegt Tittmann mit einem Beckenschuß. Rasch verbinden und auf die Trage!

Der MG-Trupp rast auf einmal zurück. Die sind nervös geworden. Aus den Kusseln heraus faßt uns auf kurze Entfernung ein russisches MG. Wir liegen platt, deckungslos. Um uns spritzen die winzigen Fontänen der Einschläge hoch. Ich warte jeden Augenblick darauf, irgendwo Treffer zu spüren. Tittmann will sich von der Trage wälzen.

Feuerpause! Bis jetzt ist nichts passiert; wahrscheinlich muß er Laufwechsel machen.

Los, hoch! Zehn Schritte, dann hat er uns wieder. Nein, so gelangen wir nicht zur eigenen Stellung zurück. Ich streife rasch meine Rotkreuzbinde vom Arm und winke damit. Das scheinen sie nicht zu merken. Da stehe ich ganz auf und hebe beide Arme zum Zeichen unserer Wehrlosigkeit.

Das Feuer verstummt. Wir nehmen die Trage und kommen ungehindert zurück!

In der Nacht suche ich Freiwillige, um die Toten zu holen. Wir kommen nur bis zu einem Holzbrückchen. Weiterzugehen wäre Selbstmord. Die drei toten Kameraden da vorn genügen.

Die Ablösung kommt. In drei Tagen soll angegriffen werden.

6. August 1941

Zaghaft lösen sich die Morgennebelschleier vom Grund, zerflattern. Zwischen dem Buchweizenfeld und der Waldspitze Lerchengezwitscher. Plötzlich klingen dumpfe Schläge auf, werden zu schaurigen Synkopen, die in einen teuflisch dröhnenden Trommelwirbel übergehen.

Der Angriff beginnt. Wir hören in unserer Bereitstellung die gerufenen Schußzahlen der Artillerie, die Abschüsse und das ferne Rattern der SMG.

Überraschend schnell werden wir nachgezogen, gelangen zur „Straßenstellung“. „Ratas“ und Schlachtfieger tauchen auf, flitzen im Tiefflug über das hügelige Gelände und werfen Splitterbomben. Verteufelte

Dinger, ob ihrer Wirkung von jedermann gefürchtet.

Einige unserer Fahrzeuge werden von Minen arg zerrupft, die Fahrer kommen wie durch ein Wunder mit dem Schrecken davon.

Wir bemühen uns, genau in der Spur des Vordermannes zu gehen, denn:

Erstens: Wenn der nicht hochgeht, dann ist nichts.

Zweitens: Eine Himmelfahrt mit so einer schweren Mine ist kein Kinderspiel, weil man auf zu viele Einzelheiten aufpassen muß.

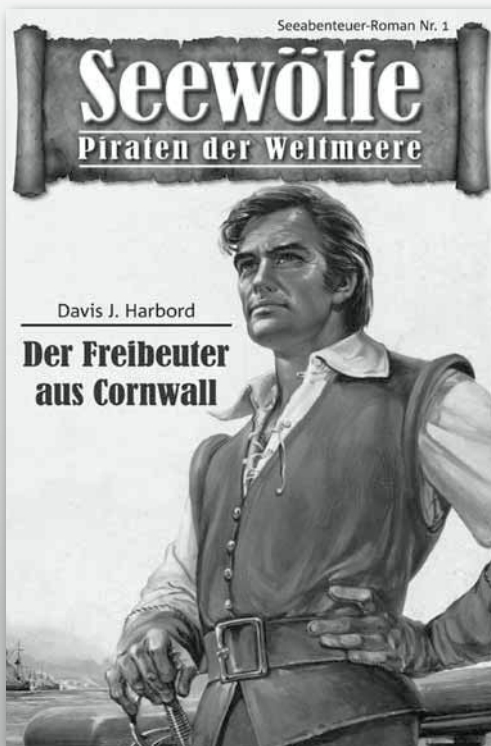
Zügig geht es voran. Wir verlassen die „Straßenstellung“, queren einen Feldweg und biegen nach Osten ab. Bomber und „Schlächter“⁽¹⁸⁾ sind über uns, Me-109⁽¹⁹⁾-Rotten fegen wild umher, Bordwaffen knallen. Sicherheitshalber gehen wir jedesmal in Deckung, und vorsichtshalber schießen die vom Divisionsstab auch mal hinauf. Das bekommt aber den Stäblern nicht gut. Der „rote Falke“ macht prompt kehrt und legt ein paar Dinger haargenau hin. Es gibt etliche Verwundete, der General schimpft fürchterlich und befiehlt die sofortige Einstellung der Knallei.

Nach elf Kilometern Marsch beziehen wir Ortsunterkunft. Am nördlichen Horizont brennt ein Dorf ab; soll Proletarskij oder Telegrafskij oder so ähnlich heißen. Die Chef-Ordonnanz meint, daß das Nest überhaupt nicht brennen dürfe, weil's in der Karte nicht verzeichnet ist.

Früh am Morgen geht's über freies Feld, auf dem notdürftig getarnte Batterien aufgefahren sind. Das ist

Der Klassiker unter den Abenteuer-Romanen

als
eBook



Ab sofort als eBook bei den
meisten Internet-Buchhandlungen
zum Download erhältlich.*

Sie sind wieder
da und verset-
zen alle Meere in
Angst und
Schrecken: die
„Seewölfe“!
Unsere Kultserie
mit spannenden
Abenteuern um
Phillip Hasard
Killigrew begeisterte
in den 70ern
und 80ern ein
Millionenpublikum.
Wir erwecken die
Helden von damals
wieder zum Leben.
Lassen Sie sich
entführen in eine
Welt rauher
Haudeggen, draller
Dirnen, tollkühner
Freibeuter und
todesverachtender
Draufgänger.
Ein einmaliges,
spritzig-frivoles
Lesevergnügen!

Band 1 jetzt kostenlos!

*Erhältlich für die gängigsten Endgeräte, z. B. für Kindle, iPad, iPhone und viele weitere.
Download unter www.amazon.de, www.libri.de, www.thalia.de, www.hugendubel.de,
www.weltbild.de, im Apple iBookstore und bei vielen weiteren Online-Buchhandlungen.

bei Fliegergefahr eine unangenehme Nachbarschaft.

Am Abend müssen wir vor; es wird überschlagender Einsatz befohlen. Angriffsziel: der Bahnhof von Ssamjorowka mit dem weithin sichtbaren Wasserturm. Auf der Kuppe 189 steht Pak und knallt ihre Granaten auf den Klotz.

Vor einer Buschgruppe bekommen wir auf einmal Feuer. Ich liege neben dem Granatwerfer vom ersten Zug. Die kennen sich nicht recht aus, schießen aber wild in die Gegend. Eine Sumpfwiese stellt sich uns in den Weg. Wir müssen drüber; schaffen es trotz ärgsten Feindfeuers.

In gleicher Höhe mit uns raupen links zwei Panzer vor. Beileibe keine P IV²⁰⁾, sondern Beutepanzer. Man hatte die Dinger mit grauer Farbe überpinselt und Balkenkreuze draufgeklatscht. Sie können nicht mal feuern, sondern nur fahren, wirken unheimlich dekorativ und sollen uns moralischen Halt geben.

Wir kommen in den Ort und zum Bahnhof. Ohne Verluste. Nur bei der Fünften gibt's Ausfälle. Wir rasten an einem zerschossenen Gartenzaun. Neben uns gräbt eine alte Russin seelenruhig Gemüse aus. Sie läßt sich durch das Feuer, das da und dort aufflammt, nicht stören.

Zweihundert Meter weiter ist der Wasserturm. Wir brechen auf. Der Gegner leistet keinen Widerstand mehr. Wir lassen den Ort hinter uns und marschieren am Bahndamm entlang zum nächsten.

8. August.

„Es wird tüchtig durchgekämmt,

von Punkt 66 ausgehend bis ostwärts der Bachkrümmung, wo der Mischwald beginnt“, sagt der Bataillonskommandeur zum Chef. „Wir legen das ganz fix hin, anders als das dritte Bataillon, besser natürlich. Der Kommandeur wird staunen.“

„Besser“, echot Oberleutnant Henschel gottergeben.

Hauptmann Rammenzweig, von uns „Rammelzweg“ genannt, sagt nichts.

Nach drei Tagen gehen wir zurück, um den Brückenkopf über die Beresina zu verstärken. Wir müssen eine Nacht bis zum Übersetzen warten.

Das Übersetzen mit Fähren verläuft ungestört. In Schützenreihe geht's einen Feldweg entlang. Eine Menge Ausrüstung liegt umher, dazwischen Gefallene. Man wird nachdenklich und schaut sich unter den Kameraden um. Einige sind blaß, wenden die Blicke ab.

Es ist für Soldaten nicht gut, vor solchen Bildern stehenzubleiben.

Einhundert Schritte weiter stoßen wir auf russische Löcher. Leblose Gestalten kauern darin: Reiter. Jetzt sind die Löcher zu Gräbern geworden. Neben ihnen stecken Säbel, die im Sonnenlicht blinken.

13. August.

Wir werden um Mitternacht abgelöst. Der Brückenkopf über den Dnjepr wird gebildet. An der Beresina soll es wüst zugegangen sein, seit wir dort abrückten. Die Russen haben sich angeblich bis an unsere Brückenstelle durchgeschlagen. In der Dnjeprniederung braut der Ne-

bel. Ich lege mich in eine große Kolchosenscheune.

Wir setzen später über den Fluß. Der Hochsommertag verspricht heiß zu werden. Im Wald erhält die Spitze Feuer. Hinter uns belegen Tiefflieger die Übersetzstelle mit Bomben.

Mit Marschkompaßzahl schlängeln wir uns durch den Wald. Links brandet Kampflärm auf. Dann geht es auf einmal bei uns los. Wir liegen hinter dicken Bäumen, schießen dorthin, wo wir den Gegner vermuten, und wissen nichts, sehen nichts. Wir warten auf Befehle, die nicht kommen, weil sich kein Aas auskennt. Allmählich wird das Feuer schwächer, und wir gehen weiter vor. An den Bäumen knallt jeder Einschlag eines Infanteriegeschosses wie ein Gewehrschuß, und wir wissen nie, ob nicht auf dem Baum oder hinter uns einer sitzt.

An einem Bach sollen wir in Stellung gehen. Beim Lochausheben schießen sie links im Dorf: „Feind greift an!“

Ein wilder Feuerzauber bricht los. Es scheint, als ob sie es gerade auf unser Loch abgesehen hätten. Um uns splittert das Gezweig. Wenn ich den Kopf über die Deckung hebe, fetzen sie besonders her. Ich habe das dumme Gefühl, daß sie durchgebrochen sind. Aber auch diese Knallerei hört auf.

Henry hat eine Nierenkolik. Wir tragen ihn zurück. Ziemlich weit, zwei Kilometer, hat sich der „Assi“ abgesetzt.

Noch dreimal greifen die Russen an. Man hört ihre Trillerpfeifen jenseits des Baches, und dann geht die Knallerei los. Sie erreichen nichts.

Wir bekommen keine Verpflegung vor. Peischel schaffen wir mit seinem Brustdurchschuß zurück. Es ist ein elendes Stück Weges, das kein Ende nimmt.

Wieder bei der Kompanie, wird der Angriffsbefehl durchgegeben: „Um 19 Uhr über den Bach und in den Wald!“

Artillerie und Granatwerfer, kurzum alles, was schießen kann, unterstützt unser Vorgehen. Am Bach im Gebüsch springt Gruppe um Gruppe über einen schnell gebauten Faszinensteg. Nach Überwindung einer Ebene entfalten wir uns wieder. Von Anschluß nach links oder rechts ist keine Rede. Im Wald beginnt es bereits zu dämmern. Wir kommen uns ziemlich verloren vor, sind auch zu spät angetreten.

„Zaaasche!“

Ein Oberschütze mit einem Streifschuß am Rücken, eine harmlose Wunde. Ich verbinde ihn. Da kriecht fünf Meter vor uns eine Handgranate. Irgendwo im Dunkeln werden russische Befehle gerufen.

Weit abseits heult einer. Mit Riesenschritten jage ich hin. Es ist Richter. Bauchschuß! Neben ihm kauert schreckverstört ein Russe.

Sie waren im Wald vorgegangen; man sah kaum noch etwas, und plötzlich stießen sie auf Russen. Richter war vorn, da schoß ihn aus einem anderen Loch einer durch den Bauch.

Es ist nicht viel zu machen, beim Verbinden fasse ich bereits die Därme. Wo sich der Verbandplatz befindet, ist mir unbekannt.

Die Russen vor uns erheben ein Mordgeschrei. Wir verstehen sie

nicht. Auf unser „Vzdavajtes!“ (Ergebt euch!) rührt sich nichts.

Der Chef entscheidet: „Keinen Schritt wird mehr weitergegangen! Verbindung mit dem Bataillon aufnehmen, eingraben!“

Physisch ziemlich am Ende, klemme ich mich hinter einen Baumstumpf. Neben mir liegen die Funker mit ihren Geräten. Zwei VB²¹⁾ sind auch dabei. Ich ziehe die Zeltbahn über den Kopf, höre undeutlich die Rufstimmen: „Student an Wasserfall – bitte kommen! Wasserfall dringend melden! Student – Student – Student, hören Sie mich?“

So geht es durcheinander, lange Zeit. Hinten verklingt das Jammern Richters.

Es wird hell. Die Funker haben die Nacht über keine Verbindung bekommen. Vom ersten Zug trifft ein Melder ein. Mit ihm ein Russe.

„Fertigmachen!“ ruft der Chef.

Als wir aufstehen, erheben sich drüben auf der Gegenseite lange Reihen von erdbraunen Gestalten und heben die Hände. Jetzt haben wir wenigstens genügend Munitionsträger. Wir ziehen Bilanz. Es ist das übliche bei solchen Zwischenfällen in kleinem Rahmen: Mehr Ausfälle als bei einem großangelegten Angriff.

Mit aufgehender Sonne schreiten wir über Lichtungen, durchqueren Birkenwäldchen, einen Hochwald. Die Bäume werfen lange Schatten, uns fröstelt im Morgennebel. Ohne Feindberührung treten wir aus den Waldungen und gelangen in ein Dörfchen, das sich an einen sonnenbeschienernen Hang schmiegt.

Links scheint sich die Siebte herumzuschlagen. Bald verstummt der

Gefechtslärm. Die Funker haben auf einmal Verbindung mit dem Stab. Es ist, als wäre die Nacht nicht gewesen. Aber hinten bauen drei Mann ein Kreuz, ein einfaches Holzkreuz. Sie hatten sich mit dem wimmernden Bündel Mensch durchgeschlagen und waren froh, als es gegen Morgen stumm wurde. Länger hätten sie es nicht mehr ertragen.

Wir „igeln“²²⁾ um das Dorf. Kein Feind, kein Angriff. Nur Ruhe, Wärme und Sonnenschein. Mit der Küche trifft der „Spieß“²³⁾ ein, verteilt Feldpost und Marketenderware. Wir führen drei Tage lang ein sogenanntes prächtiges Leben.

Am vierten Tag taucht plötzlich Hauptmann Rammenzweig auf. Der Bataillonskommandeur ist schrecklich aufgeregt. Wir erfahren: Unser Regiment, das oftmals den Lückenbüßer machen muß, hatte nach Süden abgeschirmt. Es sollte unserer Nachbardivision die Ausräumung eines kleinen Kessels ermöglichen. Nun hatte sich aber eine russische Kampfgruppe in Regimentsstärke unerwartet in verzweifelten Angriffen Luft verschafft und war durchgebrochen. Der Feindverband steht nun genau in unserem Rücken und marschiert auf uns zu.

Wir müssen blitzschnell einen an den Dnjepr angelehnten „Igel“ bilden und versuchen, den Stoß aufzufangen. Während feindliches Feuer reihum verspritzt, schieben wir uns in den Wald und beziehen Stellung.

Die Linie verläuft mitten durch den Wald, mit 20 Metern Abstand von Mann zu Mann. An Staffellung ist nicht zu denken.

In der Nacht ein wildes Gebrüll

rings um uns. Mit „Urräh“ greifen sie an. Überall, scheint es, nicht nur bei uns. Wir sind hellwach, schlafen diesmal nicht.

Der 18. August beginnt friedlich. Er bringt nichts Besonderes. Ein Spähtruppunternehmen in das nächste Dorf wird angesetzt. Der gesamte Trupp kommt auf einem erbeuteten LKW zurückgefahren. Wir sind perplex, bestürmen die Kameraden mit Fragen. Keine Spur vom Gegner; müssen Hals über Kopf abgehauen sein. Der gesamte Regimentstroß und vieles andere steht in Haufen herum, teilweise zertrümmert und zerstört, vieles heil.

Die Lage scheint restlos geklärt: Der Feind hat sich irgendwo nach Südosten abgesetzt. Von der Division eingesetzte motorisierte Spähtrupps kriegen heraus, wo er sich befindet. Und am Abend heißt es: Morgen früh wird angegriffen!

Wir schaffen es auf Anhieb, nehmen zwei Dörfer. Richters Freund, der lange Obergefreite Prehm, bleibt nach einem Handgranatenduell zurück. Ich gehe ihn suchen, finde den „Langen“ in einer Kartoffelackerrinne. Keine Wunde, kein Hauch, kein Leben. Ich suche fieberhaft, entdecke endlich am Sturmgepäckriemen einen Ritzer. Und darunter winzig klein ein Loch – überm Herz! Es muß ein winziges Splitterchen gewesen sein.

Vorn herrscht unerhörte Spannung. Im Dorf und im Wald dahinter rührt sich nichts. Instinktiv fühlen wir, daß viele Augen auf uns gerichtet sind.

Ein Haus weiter – nichts!

Zehn Schritte weiter. Wir schleichen wie auf Katzenpfoten, äugen mit hellwachen Sinnen umher. Die Augen brennen.

Wir springen, robben, keuchen. Da – Granatwerfereinschlag, mitten in einer springenden Gruppe. Verflucht, eigene Werfer!

Das ganze Regiment geht jetzt gefechtsmäßig entwickelt vor. Unsere sMG überschießen uns. Die Luft flimmert, es ist schrecklich heiß – die reinste Backofenhitze. Vor uns weitet sich ein Tal in saftigem Grün. Dann stürmen wir einen Hang hinunter.

Proletary, das nächste Dorf, wird im Sturm genommen. „Waffen und Gefangene sammeln, es geht gleich weiter!“

Die Gegend ist mit Flugblättern übersät. Der Text liest sich anfangs nicht schlecht, ist vom ‚Iwan‘ geschickt aufgezo-gen. Schwere Artillerie bepflastert den Weg und das Dorf. Gut, daß wir weiter sind. Es wird Nacht. Wir schlafen mitten im Wald, Kopf auf dem Sturmgepäck, Zeltbahn drüber, die Knie angezogen.

In breiter Front treten wir bei Sonnenaufgang vom Waldrand aus an. Ohne Widerstand tippteln wir querfeldein, dann auf Pfaden, Sandstraßen und Wiesenwegen.

Gegen Mittag fährt der General vorbei. Henschel baut am Weg „Männchen“, rümpft ein wenig die Nase, weil ihn der General nicht beachtet.

Wieder Wald, diesmal mit Baumsperren drin. Die werden wegen Minengefahr umgangen. Ein Schluck aus der Feldflasche, die Feldbluse

geöffnet, den Stahlhelm ans Kop-pel.

Halt an einem Bahndamm. Kriecht man den Damm hinauf, sieht man die Dnjeprbrücke und jenseits des Flusses im Westen Retschitza. In der Stadt sitzt der Russe. Gelegentlich verirrt sich eine Granate zu uns. Wir „igeln“ und kommen ein wenig zur Ruhe.

Am zweiten Rasttag finden Karl und ich einen Rotarmisten mit einem Lungenschuß. Er muß schon drei Tage vor unserem Auftauchen im Gestrüpp in Ufernähe gelegen haben. Wir verbinden ihn. Vielleicht kommt er durch.

Wir folgen der Bahn nach Osten, biegen am zweiten Marschtag nach Süden ab. Die Marschstrecken sind nicht allzu groß. Jeden Tag finden jetzt Luftkämpfe statt. Die Division ist wieder beisammen.

Im ersten Büchsenlicht des 27. August gehen wir bei dichtem Nebel auf einem schmalen Steg über den Shosh. Ein Fesselballon wackelt hinter uns her.

Der Tag, der so schön anfang, wird trüb. Irgendwo vorn kleckern unsere MG. Tschernigow soll fallen, heißt es.

Zeitig am Morgen geht es weiter. Nieselregen fällt auf das Land. Wir hängen die Zeltbahn über. An der Rollbahn stockt der Angriff. Das Regiment gruppiert um, bezieht neue Ausgangsstellungen, um flankierend anzugreifen.

Der Seitenweg, auf dem sich das Bataillon vorwärts bewegt, ist arg verschlammt. Hinter uns wankt der

Fesselballon als dunkles, schwereloses Monstrum. Russenari nimmt ein Waldstück unter Feuer. Wir gehen in Marschsicherung vor, die Sechste an der Spitze.

Die Sonne kommt durch, die Erde dampft. Der Chef legt eine kurze Marschpause ein.

Auf einmal knallt es vorn an der Spitze. Stahlhelm auf und langsam rangepirscht! Wir sichern nach links, nehmen Deckung hinter Holzstößen und sind auf einmal in einer feindlichen Stellung. Da steht ein Stapel deutscher Munition, ein Packen deutscher Zeltbahnen darüber. Haben allem Anschein nach einen LKW von uns erwischt.

Das Feuer wird stärker. Die Munition ist eine unangenehme Nachbarschaft. Am besten, man verduftet schnelligst.

Da rufen sie schon: „Sani!“

Ich flitze zur MG-Gruppe. Feldwebel Frimberger hat's erwischt, Blutstrom im Gesicht, Herzschoß. Er schnappt nach Luft, hoffnungslos. Neben mir kniet der Feldgeistliche.

Frimberger hat ausgeatmet. Ich nehme dem Toten die Erkennungsmarke ab, verstaue seine wenigen privaten Habseligkeiten in meinen Brotbeutel.

Auf einmal schwillt das Feuer an, Einschläge krachen gefährlich nahe. Ich nehme hinter dem Toten Deckung. Eine Reihe Baumkriecher in der Nähe. Von vorn kommen sie gelaufen. Treffer donnern der Pak auf das Schutzschild. Die Kanoniere lassen das Geschütz stehen, jagen zurück.

Ich habe das Gefühl, ein ganzes

Russenregiment setzt zum Gegenangriff an.

Fuchs kommt angewetzt und schreit: „Ein Panzerzug!“

Im selben Augenblick geht's los, zum Ausreißen und Deckungnehmen ist es zu spät. Wir liegen am Boden und lassen das wahnsinnige MG-Feuer über uns ergehen, können uns nicht wehren. Es sind ganz schlimme Minuten. Ich sehe genau in die winzigen Feuerbälle der Abschüsse. Es fegt orkanartig durch die Bäume, armdicke Birkenstämme knicken, werden von den Geschossen glatt durchgesägt. Endlich ist er vorbeigeroollt.

Wir sind wieder weniger. Böhme: Armschuß; Skok, ein Neuer, tot. Köhler ist auch gefallen.

Dann kommt der Regimentskommandeur mit seinem Adjutanten zu uns, will mit dem Glas den Panzerzug beäugen. Gelingt ihm nicht, denn der Zug ist in Deckung gekraucht.

Im Dorf vor uns ist eine Abteilung seit heute früh eingeschlossen, wehrt sich verzweifelt und bittet um Hilfe. Wir starten einen Angriff gegen den Bahndamm. Der Panzerzug scheint weit weg zu sein. Hinter dem Damm überrennen wir ein russisches MG-Nest. Vor dem Dorf versteift sich der Feindwiderstand.

Wir schaffen es! Im Dorf werden wir mit Begeisterung begrüßt. Die Eingeschlossenen haben sich tapfer ihrer Haut gewehrt und dabei vierzig Mann verloren.

„Nachziehen, es geht weiter!“

Wir formieren uns. Wuchtig drischt es sechs Schritte von uns entfernt auf eine Kreuzung. Wir haben keine Zeit mehr, uns hinzuwerfen. Ich halte die

Trage schützend vor das Gesicht und warte, bis mich die Splitter an die Katenwand nageln. Ich bleibe wie durch ein Wunder heil, kann es nicht fassen.

Es geht weiter in den Abend. Der westliche Himmel ist mit roten Schäfchenwolken bedeckt. Hinter uns schlagen die Einschläge der Russen-Ari in das Dorf.

Anderntags schickt man uns Sturmgeschütze. Überhaupt tut sich allerhand, als wir uns einer großen Rollbahnschleife nähern. „Kettenhunde“ stehen parat, spielen Verkehrspolizei, ein ganzes Panzerkorps scheint sich diese „Drehscheibe“ ausgesucht zu haben. Es gibt schrecklich viele Wichtigtuer und viel Geschrei.

Irgendein doofer Hund fragt uns beim Vorbeimarschieren, ob wir schon einmal eingesetzt waren.

„Neee“, meint Bruno, „wir ham geschtern erscht Laden und Sichern gelernt, sind noch Rekruten!“

Eineinhalb Kilometer von der Schleife weg plötzlich Fliegeralarm! Die Flak²⁴⁾ feuert. Wir zerstreuen uns in Deckung, zwängen uns in einen Graben.

Da stößt einer herunter und beharkt uns mit dem Bord-MG. Wie ich mal hochschaue, purzeln so an die fünfzehn Bomben runter. Mir bleibt vor Schreck der Mund offen. Die Dinger hauen weit von uns weg ins Feld.

Vor uns auf den Höhen liegt ein tolles Arifeuer. Dort greift das andere Regiment an, dessen Reserve wir sind. Die Sturmgeschütze sind vor dem Fliegerangriff abgehauen; scheinen sich in der Feldpostnum-

mer geirrt zu haben, sind für andere vorgesehen. Der Chef meint, es würde in den nächsten Tagen nicht schlimm werden. Na schön, mal sehen!

Bei Anbruch der Nacht stolpern wir in Schützenkette stundenlang durch das Gelände, den Bränden entgegen. Der Angriff scheint gut vorwärtsgekommen zu sein.

30. August 1941.

Motorengedröhn reißt uns am Morgen aus dem Schlaf. „Flieger!“

Zwozentimetergeschütze ballern, Bomben detonieren. Mit einemmal ist der ganze Spuk vorbei. Wem hatte er eigentlich gegolten?

Wir trotten auf einer staubigen Straße gegen Tschernigow. Nach einer Stunde Marsch rasten wir an einem Teich, beziehen in der Nähe Bereitstellung. „Die Stadt soll handstreichartig im konzentrischen Angriff aller Regimenter genommen werden – 20 Kilometer in etwa zehn Sprüngen! Bis zum Abend soll der Stadtrand erreicht sein“, verkündet der Chef. Als er sich umdreht und zum nächsten Zug geht, lachen wir.

Das Nachbarregiment greift an. Wir liegen noch da und blinzeln in den Sonnenglast. Es ist schrecklich heiß.

Oberleutnant Henschel verkündet: „Wir werden an der Straße entlanggehen, Sturmgeschütze sind zugesagt.“

Die Stoppelfelder hemmen das Tempo. Trotzdem gelangen wir schnell auf die Höhe. Zunächst bekommen wir kein Feuer, aber jeden Augenblick kann es mit furchtbarer

Gewalt losbrechen, uns wegfeigen. Und wir liegen dann da ohne Dekkung! Hinter der nächsten Bodenwelle können sie sitzen und uns herankommen lassen ...

Ganz schmal die Augen, schweißnaß die Hände. Der Stahlhelm ist wieder am Koppel. Bei dem pfeifenden Wind hört man unter dem „Eisenhut“ nichts. Und Hören ist wichtig.

Sturmgeschütze raupen vor und werden jubelnd begrüßt.

Auf einmal stoppt das linke Geschütz, dann pfeift der erste Schuß hinaus.

Während Schuß auf Schuß das Rohr verläßt, die Männer ihre Nase in den Dreck stecken und sich sprungweise vorarbeiten, hören wir in den Feuerpausen Einschläge.

Da schreien sie schon! Wo? Beim ersten Zug. Dort ist Retsch als Sani. Warum kümmert er sich nicht?

Es ist Retsch selber, der in den Stoppeln liegt und leise stöhnend auf sein Bein zeigt. Die Kompanie ist schon vorgestürmt.

Ich sehe: Da ist nicht mehr viel zu machen. Der linke Oberschenkel ist durchgeschlagen; ein Loch, durch das ich meinen Arm stecken könnte. Am liebsten würde ich das bißchen Gewebe, das hier noch zusammenhält, durchschneiden. Aber so geht's nicht. Ich binde ab und schiene mit dem Spaten, während die Gewebsflüssigkeit langsam in die Hose tropft. Retsch fingert nach seiner Pistole.

Wer schreit denn da so furchtbar im Kornfeld da vorn?

Retschs Pistole nehme ich zu mir. Vom anderen Fuß, der auch vollkom-

men zerschlagen ist, hole ich den Geschoßboden einer Granate weg. Der hatte das Unheil angerichtet.

„Mach's gut, ich muß weiter!“

Wer schreit? Es ist Meyer, der blonde Junge und ein Geigenspieler. Eine winzige Wunde am Oberschenkel. Das kann doch nicht so weh tun! Ich kann ihn beim Verbinden ein wenig beruhigen. Er hat jetzt furchtbare Schmerzen, ich weiß es.

Ein Blick nach vorn. Die Unseren sind schon auf der Höhe und haben das russische Geschütz überrannt. Ohne die Sturmgeschütze wär's wohl böse geworden.

Zwei Landser hat's fünfhundert Meter weiter erwischt – Brustschüsse. Ich halte einen Funkwagen an und lasse die Verwundeten zurückbringen. Dann nichts wie vor zum Chef.

Auf der sanften Wölbung der Höhe gräbt sich die Kompanie ein. Beim linken Nachbarn führt der Gegner außerordentlich starke Kräfte zum Entlastungsangriff heran.

Vor uns ist kein Feind. Wir vermuten nur irgendwo Artilleriebeobachter. Hoch über uns orgeln ganz schwere Brocken und schlagen weit hinten in das Dorf. Überall im Gelände verstreut bewegen sich die Pünktchen der Spitzenketten. Der Schwerpunkt des Arifeuers liegt links von uns, nahe dem Wäldchen bei der Windmühle. Die Stadt schaffen wir heute nicht mehr, das ist klar.

Der Wind singt in den Waffen, und wir gehen über den schweren, guten Boden. Kein Widerstand. Schlachtfieger und Bomber des Feindes laden hinten ab. Sie stellen auf dem Rückflug die Motoren ab, kommen tief

herunter und „segeln“ im Gleitflug über uns weg. Wir liegen regungslos; man lernt nicht aus.

Weiter! Die Sturmgeschütze rollen vor und knallen gegen die Waldspitze, etwa drei Kilometer halblinks von uns. Eine Ekrasitschwadenmauer ballt sich zusammen. Granaten schwerer Artillerie wuchten in den Grund. Da können wir nicht durch. Ich will ein Loch graben, aber meinen Spaten hat Retsch am Bein.

Es dämmt, und aus dem Wald züngeln die Perlenschnüre russischer Leuchtspur gegen das Bataillon. Wir gehen wieder auf die Höhe zurück, graben uns ein, polstern unsere Löcher mit Stroh aus und schlafen prächtig.

Letzter Augusttag.

Wolkenloser Himmel, Tannenduft, Wärme. Bei uns ist es ruhig. Nur ganz links im Gehölz und in Höhe der Windmühle gibt es Rabatz. Das Feuer dort steigert sich zum Trommeln. Die kleinen dicken Wölkchen, die nahe der Waldspitze aufsteigen, stammen von unseren IG (Infanteriegeschützen).

„Sie kommen!“

Es wimmelt geradezu den Windmühlenhang herunter, muß ein Regiment sein. Sie rücken genau gegen unsere linke Flanke an. Das können sie ungehindert, weil die Lücke zwischen uns und den Nachbarn zu groß ist.

Sie ahnen nicht, daß wir hier liegen, kommen auf achthundert, auf fünfhundert Meter heran.

„Daß mir keiner losknallt!“

Einer muß natürlich die Nerven

verlieren und jagt einen ganzen Gurt hinaus. Andere halten mit. Das russische Schützenregiment dreht ab, und das mit gehörigem Tempo.

Der Bataillonskommandeur befiehlt: „Die Sechste stößt sofort nach und besetzt das Wäldchen nördlich Punkt 78.3!“

Wir erreichen trefflich ausgebaute Gräben, Sappen und Schießstände. Es ist der Übungsplatz der Tschernigower Garnison. Ich gehe schnell mal zum ersten Zug rüber, weil Retsch ausgefallen ist. Die Russen-Ari tastet nach uns. Sie ist zwar noch weit weg, aber sie wird uns gleich beim Schlauwittchen haben. Also eingraben!

Die halbe Kompanie liegt im Wald, wir auf freiem Feld. Ich krieche vorsichtshalber in die nahe Anzeigerdeckung des Pistolenschießstandes. Das ist ein tiefes und sicheres Loch.

Pick – penjkkk!

Schon packt uns da eine russische „Ratschbum“⁽²⁵⁾ aus der rechten Flanke! Wir können nichts unternehmen, weil uns das vermaledeite Russengeschütz in Schach hält. Drüben sehen sie jede Bewegung; nicht einmal ein MG können wir auf die Deckung bringen, auch nicht beobachten, was da auf der Gegenseite vorhaben.

Aber sie kommen nicht. Nur das Pfeifen der schweren Pak-Geschosse ist über uns und das Krachen der Einschläge.

Drei Detonationen knapp hintereinander drüben im Wäldchen! Bäume splittern, grauweiße Ekrasitwolken wirbeln hoch. Einer durchstößt tief gebückt die Wolke und schreit „Sani!“

Ich richte mich auf.

Pjetsch!

Als ich den Kopf über die Deckung reckte, zischt eine Granate flach über den Hang. Feldwebel Fehrenbacher kriecht gegen das Wäldchen.

Endlich kann ich dem Feldwebel folgen. Mit der Trage ist das verdammt schwer. Man muß sich unter ungeheurer Anstrengung Meter für Meter weiterschieben.

„Was ist?“

„Volltreffer im Kompaniegefechtsstand!“

Ich kann mich nicht aufrichten und weiterrennen. Sie schießen auf jede Bewegung. Außer Atem komme ich an. Als ersten sehe ich den Kompanietruppführer. Es hat ihm Nase und Kinn abgerissen, aber der Knochen ist ganz. Ein Splitter sitzt in den Bauchdecken; ist vom Zeissglas abgefangen worden. Unser „Kügelchen“, der Kellner Rubitz, hat den Bauch voller Splitter. Wir holen ihn aus dem Graben und hasten zwischen den Bäumen dahin.

„Eine Kugel, Z Tasche, eine Kugel!“ fleht er. Ich muß mir bei nächster Gelegenheit für solche Fälle Morphiumspritzen geben lassen. „Kügelchen“ wird's nicht lange machen.

Fernsprecher und Funker sind mit leichten Verletzungen davongekommen; ich verarzte sie schnell. Der Chef ist heil.

Wie konnte das geschehen? Ein Splittergraben, von den Russen meisterhaft angelegt, 1,70 Meter tief und einen halben Meter breit, und fast der ganze Kompanietrupp ausgefallen? Nur noch der Chef, Hartwin Meier und ich sind übrig.

So war's gekommen: Die Fernsprecher hatten eine Leitung zum Batail-

Legende und Meilenstein der deutschen Panzerwaffe

PANTHER

Panzerkampfwagen V



BESTELLUNG PER TELEFON
0 86 49-393
order@mintmaster.de

PORTOFREI
EUR 16,95

Meilenstein des modernen Panzerbaus

Der Panther war der fortschrittlichste Entwurf der deutschen Panzerentwicklung und in seiner letzten Variante der beste Kampfpanzer der Panzertruppe. Seine günstige Formgebung, das gute PS-Gewicht, die ausreichende Beweglichkeit und die gute Feuerkraft empfahlen ihn sowohl für Offensiv- als auch Defensivaufgaben. Zusammen mit dem russischen T-34 beeinflusste er maßgeblich den modernen Panzerbau des 20. Jahrhunderts.

Dokumentation der Extraklasse

Die vorliegende Sammlerausgabe in der höchsten Münzqualität »Polierte Platte« (PP) dokumentiert in Verbindung mit einer informativen Themenkarte die Entwicklungsgeschichte des legendären Panzerkampfwagens V - Panther auf besonders anschauliche und brillante Weise. Vorbildlich auch die strenge Limitierung auf nur 5.000 Exemplare weltweit, die diese Sammlerausgabe schon heute zu einer gesuchten Rarität von morgen macht.

Reservierungs-Zertifikat ausfüllen, abtrennen und umgehend einsenden!

Sichern Sie sich Ihre persönliche Sammlerausgabe zum Vorzugspreis!

Ja, bitte senden Sie mir _____ Stück der streng limitierten Sammlerausgabe »Panther« mit Themenkarte zum Vorzugspreis von nur EUR 16,95. Die Lieferung erfolgt portofrei gegen Rechnung und mit 14-tägigem Rückgaberecht. Ich gehe mit dieser Bestellung keine weiteren Verpflichtungen ein.

Meine Adresse:

☐ Frau ☐ Herr

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

SOLIDUS
Münzen & Medaillen

Brandstraße 30 · D-83259 Schleching

lon verlegt, und auf die Bewegung im Wäldchen hatten die Russen gezielt. Die Granaten waren an den Bäumen hinter dem Graben krepirt und hatten dort hinein ihre gesamte Splitterwirkung entfaltet.

Helmut Zimmer liegt stumm, Hals und Rücken zerfetzt. Der Chef hilft mit dem Herausheben des Toten, doch dulden dies die Russen nicht und knallen wieder ganz wild.

Wir schauen, daß wir fortkommen und beziehen unsere alte Stellung. Solange sie uns hier von der Flanke beschießen können, hat es keinen Zweck. Helmut bleibt liegen, ich will ihn abends holen.

Unsere alte Stellung hat sich inzwischen die Russenari vorgenommen. Wir graben eilends unsere Löcher tiefer und häufen große Mengen Stroh darauf.

Ganz schwere Brocken rauschen von weit her an. Aberdutzende ihrer Einschläge liegen in der Senke zwischen uns und dem Wäldchen. Und sehr viele Granaten schicken sie zur Windmühle hinüber.

In der fortgeschrittenen Abenddämmerung geht ein Spähtrupp zum Wäldchen vor. Wir wollen Helmut holen und eine Signaltafel, die der Fernsprech-Bautruppliegengelassen hatte. Weit auseinandergezogen gehen wir über das freie Feld. Keinem ist wohl. Wenn die Russen vorn drinsitzen, schnappen sie uns.

Ungehindert kommen wir hin, nehmen Helmut mit, suchen schnell alles ab – und dann nichts wie weg! Kaum sind wir aus dem Graben, fetzt es aus allen Kalibern. Nur weiter, nichts wie weiter!

Nach einer Zeitspanne, die uns

eine halbe Ewigkeit dünkte, lassen wir den Toten zu Boden gleiten, verschnaufen. Es ist nicht leicht, Helmut die Sachen abzunehmen; alles an ihm ist klebrig, blutdurchtränkt.

Wir quälen uns über den schweren Boden bis zur Straße. Verletzte tragen sich schon schwer, bei Toten ist's noch schlimmer. Wir laden Helmut auf einen Granatwerferkarren und binden ihn fest. Unser seltsamer Leichenzug bewegt sich schier lautlos durch die Nacht. Einmal gleitet der Tote herunter. Wir merken es erst, als wir ein Stück weiter sind. Helmut war zu Hause ein bekannter Torwart und hatte mir viel von seinen Meisterschaftsspielen erzählt.

Am Morgen schickt mir Leutnant Putl seinen Melder: Ich solle zu ihm kommen. Putl hatte sich in die Hosen gemacht, konnte es nicht mehr halten. Das gibt es. Als ich es dem Chef melde, lacht dieser und meint, er solle nur zurückgehen, wenn er es für richtig halte. Putl geht.

Seit dem Rabatz in dem Wäldchen fehlt unser Panzerbüchsenmann, der Obergefreite Rutz. Ja, auch das gibt es, daß einer verschwindet.

Fliebertücher werden ausgelegt. Stukas²⁶⁾ und Bomber sollen die Widerstandslinie vor uns ausschalten. Mittags brummt es, und schon stoßen Maschinen durch die niedrige Wolkendecke. Aber es sind keine He's und auch keine Stukas, sondern Russen!

Wir greifen an. Von weit links zirpen ein paar Gewehrkgeln. Wir kommen glatt in den Wald und stoßen weiter. Die Fünfte ist dem Bataillon natürlich wieder abhanden

gekommen, hat den Anschluß verpaßt und hängt zurück.

„Rammelzweig“, arg sauer, knöpft sich den Chef der Fünften vor, verpaßt ihm eine „Zigarre“²⁷⁾, die nicht gerade „Kriegsqualität“ besitzt. Der erste Zug setzt über eine kleine Lichtung. Maxim-Garben fetzen in eine Brombeerhecke.

Bald stellen wir fest, daß sie aus einem Holzbunker heraus auf uns knallen. Die MG-Gruppe von Plank arbeitet sich heran. Da ruft einer: „Plank hat’s erwischt!“

Der Unteroffizier liegt mit einem Bauchschuß neben dem MG. Wir können nicht hin, müssen sogar vor dem dichtliegenden Feuer zurück. Auf einmal wird es ruhig. Die Russen haben sich davongemacht.

Planks Bauch ist offen, die Nase weiß und spitz. Auf der Stirn haben sich unzählige große Schweißperlen gebildet. Scharf heben sich die dunklen Augenbrauen vom fahlen Gesicht ab.

Das kenne ich jetzt schon langsam, kann aus den Mienen lesen. Neben mir kniet Willi Gohl.

„Bauchschuß; durch und durch, net wahr?“ sagt er rauh und blickt starr auf Planks gräßliche Wunde.

Da lasse ich plötzlich meine Sanitasche los, ballte die Rechte und schlage sie Gohl über den Stahlhelm, daß er nach rückwärts knickt. Gohl ist Unteroffizier und ich Gefreiter. Er kapiert, steht auf und zieht mit hochrotem Kopf ab.

„Ist nicht schlimm, Plank“, wende ich mich dem Verwundeten zu, „wirklich nicht schlimm. Nur ’n kleines Loch. Das wird hinten zugenäht, basta!“

Plank kann man nichts vormachen. Er weiß Bescheid. Sieht mich mit schmalen Augen an und sagt: „Chef.“ Dann ist Henschel da. Sie geben einander die Hand. So sieht dieser Abschied aus. Stumm, einfach.

Der Kampf hat uns wieder! Wir nehmen eine mit Gestrüpp überwucherte Anhöhe, kollern den südlichen Abhang hinunter. Dichtes MPi-Feuer prasselt uns entgegen. Wir versuchen durchzukommen, schaffen es aber nicht.

„Eingraben!“ befiehlt Oberleutnant Henschel, „wir erledigen das morgen!“

Zwei Gefangene, die brav Munition schleppen, sehen mir interessiert beim Graben zu. Ich will ein tiefes Loch buddeln zum Schlafen.

Der Abend kommt. Es regnet. Das Land wird in ein tristes Grau getaucht, die Konturen schwinden. Ich sitze im Loch. Das habe ich mit der Zeltbahn gut abgedeckt. Die beiden Russen mußte ich dem Stab abgeben.

Hartwin stolpert im Dunkeln an uns vorbei. Die Küche ist da. Die Kompanie soll auf die Waldlichtung zurück zum Essenfassen. Hartwin soll uns holen. Er zottelt los, ruft hin und wieder:

„He, hallo, Sechste! Hallo, Sechste – essen!“

Aber die Sechste liegt unter den Zeltbahnen, ist müde und schläft zum Großteil. Hartwin stolpert weiter nach vorn, zwischen den Vorposten durch bis auf etwa zwanzig Meter an die russischen Schützenlöcher heran und ruft: „He, hört ihr nicht? Sechste essen!“

Die „Iwans“ denken, die Deut-

schen kommen und knallen los. Und unsere denken, der „Iwan“ kommt und ballert gleichfalls. Hartwin macht sich in einer Furche flach und läßt das Abwehrfeuer beider über sich hinwegzischen. Leuchtkugeln steigen hoch, MG rauschen.

„Ich hole euch nie mehr zum Essen zurück“, sagte er nachher. Ich glaub's ihm. Es gibt Gulasch. Schmeckt wunderbar. Von einem Melder erfahre ich, daß Retsch auf dem Weg zum Verbandplatz gestorben ist.

Ich krieche hinter einen Holzstoß. Der gibt sichere Deckung. Doch ganz zufrieden bin ich nicht, schichte zusätzlich um mich herum Holzscheite als Splittermauer und döse.

Über mich hinweg zeichnet Leuchtspur ihre Bahn, bevor der Knall hörbar wird. Die Front schläft. Ohne Posten, ohne vorgeschobene Feldwachen. Ich bin überzeugt, daß es drüben genauso ist.

Man könnte viel erreichen in so einer Nacht. Auch die Artillerie ruht. Man sammelt Kräfte für morgen. Diese nächtliche Ruhe gehört zu den wenigen Spielregeln, die bisher eingehalten wurden.

3. September.

„Auf, auf! Es wird angegriffen!“

Als sich der Zugtrupp neben uns fertigmacht, ist der Rummel bereits in vollem Gange. Ich muß aufpassen, daß ich den Anschluß nicht verliere – und den Überblick. Dicht neben einem schweren Granatwerfer kauere ich in einer Vertiefung. Schuß auf Schuß geht hinaus. Einschlag! Volltreffer! Ich kann keinem mehr helfen.

Rasendes Infanteriefeuer setzt ein.

Wir gehen vor, jagen im Laufschrift durch einen Jungwald, bleiben am Rand stehen. Weit vor uns ein Fabrikschlot, der Zwiebelturm einer Kirche. Die Stadt! Wir sehen sie deutlich.

Was wir nicht sehen, ist der Feind, obwohl die Luft erfüllt ist vom Pfeifen seiner Geschosse. Hier liegen wir wie auf einem Präsentierteller. Die gegnerische Artillerie tastet mit ihren Granaten in das Wäldchen hinter uns.

Unsere Batterien feuern ins Vorge-lände. Die Zugführer setzen die Gläser an. Vom Feind ist immer noch nichts zu sehen.

„Sani, am Weg liegt einer von der Sechsten!“

Das Feuer nicht achtend, springe ich zurück. Da liegt der hagere Schwelms. Rührt sich nicht. Ich rufe ihn zweimal an, ein drittes Mal. Nichts! Kopfschuß, denke ich, will den Stahlhelm abnehmen und den Einschuß feststellen. Da wacht Schwelms auf, guckt mich benommen an. Er war vor Erschöpfung eingeschlafen. Ich lotse ihn in mein Loch. Dort pennt er weiter.

Ja, Sachen gibt's!

Unsere schwere Granatwerfergruppe fällt durch Ari-Feuer aus, bei den sMG bleiben zwei von den Neuen liegen. Ich verbinde, so gut und so schnell ich kann. Weiter vorn liegt einer mit einem Bauchschuß. Wer den jetzt holen will, ist selbst verloren.

Mein jüngster Sanitäter kommt auch nicht wieder; dem hatte ein Splitter die Finger der linken Hand weggerissen. Wir können nichts tun, absolut nichts. Nur warten.

Es wird acht Uhr, neun Uhr, zehn Uhr. Wir warten weiter, warten auf die Feuerwalze der Artillerie, die uns den Weg freimachen soll. „Nebelwerfer“⁽²⁸⁾, heißt es, sollen auch eingesetzt werden. Kostet das Nervenkraft!

Plötzlich springen sie links von uns auf und setzen zum Sturm an. Brüllen ganz fürchterlich; so schrecklich, wie ich es noch nie gehört habe. Denen sind die Nervenstränge gerissen, denke ich. Mein Gott, wenn das geht!

Mehr und mehr steigern sie ihr Tempo, bilden eine breite Kette. Ein phantastisches Bild!

Was jetzt passiert, ist noch phantastischer: Da steigen die Russen vor uns aus den Löchern und Gräben, bilden eine ebensolche Kette und laufen mit erhobenen Armen auf uns zu. Keiner gibt auch nur einen einzigen Schuß ab!

Wir kommen zwei Kilometer weiter, stoßen erneut auf Widerstand, sitzen im Ari-Feuer fest. Es ist höchst ungemütlich hier. Wir hocken in einer kleinen Schlucht und passen nur auf, daß von vorn niemand kommt, warten in gespannter Aufmerksamkeit, daß sich irgendwo ein russischer Trupp zeigt. Es zeigt sich keiner.

Was hatte unser Sturm vorher gekostet? Drei Tote und acht Verwundete!

Ja, wir sind vorangekommen, aber dieses Tschernigow haben wir immer noch nicht!

Die Siebte links und die Fünfte rechts verhalten auf gleicher Höhe. Wir in der Schlucht können nicht bleiben, das sieht der Chef ein. Also zurück und eingegraben!

Der Russe schießt Störfeuer. Wir müssen zum Essenholen bis zu einem Backsteingebäude zurück. Dort knallt es am meisten. Die vom Bataillon graben einen tiefen Unterstand für „Rammelzwerg“. Von unserem Troß und der Küche wirken auch welche mit.

Das schlachten wir aus, löffeln in einer Ecke unbemerkt einen Zehnpfund-Marmeladeneimer leer, füllen unsere Trinkbecher und rauschen ab.

4. September.

Es regnet. Ich sitze wieder einmal mit Heinz in einem engen Loch. Wir sind hundemüde und versuchen zu schlafen. Unsere Mäntel hat man uns vorgebracht.

Mit den Füßen stehen wir im Wasser, und von Zeit zu Zeit rinnt es auch von der Seite herein. Der Russe streut die Gegend mit Granaten ab. Eine „Ratschbum“ versucht, unsere Löcher zu erwischen. Bei der Fünften haben sie in eines genau hineingetroffen. War ein Ausnahmefall.

Die Propaganda-Kompanie hat hinten auf der Höhe ihren Riesenlautsprecher aufgebaut, spielt Marschmusik und erklärt der Roten Armee die Vorteile des Überlaufens.

Lange dauert diese Propagandaberieselung nicht. Die russischen Batterien schießen sich, da der Lautsprecher leicht zu orten ist, bald ein. Daraufhin hauen die Propagandafritzen ab. Nach Einbruch der Dunkelheit kommen welche zu uns, stellen Fragen, wollen dies und jenes wissen.

Der Chef antwortet einsilbig, wir auch. Es ist uns gänzlich schnuppe,

was die in der Armee-Zeitung über uns schreiben.

Die Küchenbullen von der Fünften meinen es gut, schaffen selbst das Essen vor. Weil sie aber zuviel Lärm machen, ziehen sie das Feindfeuer auf sich.

Es kostet sie fünf Schwerverwundete.

5. September.

Stellungswechsel nach links wird befohlen. Wir maulen natürlich, der Chef mit. Im neuen Abschnitt verläuft die Straße, und Straßen in der Nähe einer HKL²⁹⁾ lieben wir gar nicht. Wir distanzieren uns von der Straße und ziehen in einem Gehöft unter. Es ist unversehrt. Weder unsere Ari hat hierhergeschossen noch die des Russen. Sechsenddreißig Batterien des Gegners sollen uns während der letzten Tage aufgespielt haben, heißt es. Und keine Granate hatte sich hierher verirrt!

Ersatz kommt. Sie stehen an der Küche, und einer fragt, wo nun hier die Front sei, die vorderste Linie. Er kann sich nicht genug wundern, als wir ihn fünfzig Meter weiterführen und „hier“ sagen.

„Aber ... aber hier ist“, stammelt er, „doch kein Russe zu sehen.“

„Die siehste oooch nich. Sind so braun wie die Erde und getrauen sich erst nachts raus.“

„Wirklich?“

Wir beschwören es.

Ein neuer Sanitäter ist auch dabei: Eugen. Er will gleich wieder weg. Er hat, sagt er, nur den Transport begleiten sollen und wird hinten notwendiger gebraucht. Selbstverständ-

lich wird er bei uns ebenso notwendig gebraucht und bleibt.

Ich mache mich zum Troß auf, um meine Stiefel umzutauschen. Augenblicklich halten sie noch, weil ich einen Riemen drumschnalle. Man kann ungefährdet die Straße zurückgehen. In der Nacht muß in der Stadt allerhand hochgegangen sein. In einigen Vierteln lodern und schwelen Brände.

Auf der Höhe drehe ich mich noch einmal um. Ein Heinkel-Verband bombardiert gerade die russischen Stellungen. Das Zerstörungswerk muß ungeheuer sein.

Knapp vor dem Backsteinbau die Warnung:

„Weiterfahrt nur für diejenigen, die Tschernigow unbedingt heute noch nehmen wollen!“

Ich komme mit einigen vom Nachbarbataillon ins Gespräch. Sie erzählen mir, daß bei ihnen am Morgen ein russischer Spähtrupp angetappt kam – sternhagelvoll! Als sie ihren Auftrag nicht erfüllen und nichts ausrichten konnten, gaben sie sich als Überläufer aus. Sie spuckten große Töne und verlangten, nach den Worten des PK³⁰⁾-Lautsprechers behandelt zu werden; und waren nicht wenig erstaunt, daß man sie zur Arbeit rannahm.

Weiter hinten wird schwer an Ari-Stellungen geschuftet. Dem ganzen Getriebe und Getue nach scheint man sich allerhand vorzunehmen.

Hier ist es friedlich. Russen aller Altersstufen arbeiten wieder auf den Feldern. Die Offiziere laufen mit wichtigen Gesichtern herum; mancher schürzt die Lippen, wenn er

mich in meiner verdreckten Kluft argwöhnisch betrachtet.

Die Chef-Order bei der Stabskompanie, mir ein Fahrrad zu geben, wirkt wider Erwarten durchschlagend. Ich bekomme das Rad, erhalte auch ein Paar neue Stiefel. Der Spieß-Gehilfe packt mir einen Sack Feldpost auf den Gepäckträger, und ab geht's. Als ich aufsitze, ruft mir der „Spieß“ nach: „Vorn greifen sie an!“

Scharfer Gegenwind bläst mir entgegen, mit ihm verworrener Gefechtslärm. Auf einer Kuppe neben dem Backsteinbau hat sich eine Gruppe von „Buntspechten“ (Generalstabsoffiziere mit roten Besatzstreifen entlang der Hosennaht) etabliert. Sie äugen von diesem „Feldherrnhügel“ durch ein Scherenfernrohr.

In unserem Hof sitzt Hauptmann Rammenzweig mit hochrotem Kopf, um ihn herum die Funker. „Rammelzwerg“ hat wieder einmal seine Funk-Manie. Beim Anlaufen einer großen Sache scheucht er zuerst die Funker auf; anders als mit Funk tut er es nicht.

Feldpost und andere Sachen lasse ich liegen, schnappe die Sanitätstaschen und haste der Kompanie nach.

Auf halbem Weg bringen sie mir die ersten Ausfälle mit einem organisierten Wagen entgegen. Auf dem Wagen Enzmann mit einem Bauchschuß und ein Neuer, dem das Bein von einer MPi-Garbe durchsiebt wurde.

Verbinden, notdürftig versorgen – weiter. Die Straße ist von Sprengladungen aufgerissen. Man kann jeden

Augenblick auf eine Mine treten. Es wundert mich, daß die Kompanie hier überhaupt durchgekommen ist: Drahthindernisse noch und noch, doppelte und dreifache Verhaue, übermäßig stark abgesichert, Unmengen von Stolperdrähten. Bunker reiht sich an Bunker. Die Sowjets haben sich hier nicht verteidigt, wie ich erfahre.

Nun, dann geben sie bestimmt heute die Stadt auf. Bald liegen die Vorstadthäuser hinter mir. Riesige Sonnenblumen biegen sich im Wind, aus den Gärten leuchten überreife Tomaten und Kürbisse. Ich sehe es an den Spuren allerorten: Der Weg bis hierher hat Blut, viel Blut gekostet.

Endlich bin ich vorn. Hinter einem Haus sitzt Hartwin, hat die Feldbluse aufgeknöpft und staunt einen blauen Fleck an. Es ist nur ein Splitter.

Auf der weiten Fläche hinter dem Haus liegt die Kompanie. Es sieht aus, als ob über die Hälfte gefallen wäre.

Das gegnerische Feuer ist nicht allzu stark, die Russen bepflastern uns mit leichten Granatwerfern. Im Mannschaftszug wird ein Infanteriegeschütz vorgebracht. Sie fahren offen auf, knallen auch schon hinüber zu einer Buschgruppe.

Der Schornstein, den wir solange als fernes Ziel sahen, liegt nun hinter uns. Von dort schicken sie uns flankierendes Feuer herüber. Ist aber nicht schlimm. Fühlung haben wir nur mit der Siebten. Wir sind zuversichtlich. Und wieder ein schon gewohntes Bild: Eine Reihe von Rotarmisten erhebt sich aus ihren Dek-

kungslöchern. Man kann's kaum fassen.

Die Einheit, die wir am späten Nachmittag gefangennehmen, ist überdurchschnittlich gut ausgerüstet. Einem Rotarmisten, der zwei Zeltbahnen besitzt, knöpfe ich eine ab. Russenzeltbahnen sind begehrte Beuteobjekte. Sie sind groß und warm und schützen besser gegen Regen als unsere.

Beim Sammeln und Zählen der Gefangenen heult es urplötzlich heran. Bevor wir zu Boden gehen, stehen mitten in unseren Reihen die Splitterbäume. Zwei Männer von den Werfern sind auf der Stelle tot. Das war unser angefordertes Ari-Feuer. Muß das sein? Gibt es wirklich nichts, um dies zu verhindern?

Wir sind wieder einmal restlos fertig, als wir die beiden Kameraden begraben. Was hilft's, wenn wir denen von der Ari beim Vorfahren die Fäuste zeigen?

Die Stadt bleibt links liegen. Die nehmen andere. Das Bataillon rückt dem Bahndamm entlang vor. Eine „Ratschbum“ knallt; rechtzeitig können wir in einer Unterführung verschwinden.

Das Zurückbringen der Gefangenen und Toten überläßt man mir. Ich schnappe mir einen jungen Rotarmisten, übertrage ihm das Kommando, und los geht's. So nach und nach bekommt man Routine und weiß, wie man's anpacken muß. Vor dem Bataillonsgefechtsstand werde ich alles los, mache kehrt und schaue, daß ich schnellstens den Kompanietrupp erreiche.

Es wird dunkel. Ich habe den Anschluß verloren, tappe durchs Gelän-

de den Bahndamm hinauf, über die Schienen weg und auf der anderen Seite den Telegrafmasten entlang. Manchmal höre ich Gefechtslärm, eile dahin, dann dorthin. Man geht nicht so leicht verloren, wenn man den richtigen „Riecher“ besitzt.

Wir „igeln“ in einem kleinen Waldstück. Es wird kalt in der Nacht. Der Herbst ist nahe.

9. September.

Hauptmann Rammelzweig schickt dem Chef einen Funkspruch:

– Regimentsbefehl: Westen und Südwesten der Stadt durchkämmen und säubern³¹.

„Nun, dann wollen wir mal fein säuberlich säubern“, sagt Oberleutnant Henschel gutgelaunt. „Aber erst wird in Ruhe gefrühstückt!“

Beim Zwiebelturm der Kirche schießt die Russenartillerie Schrapnells. Es wird nicht schlecht geflucht, als wir das feststellen. Das erste Wegstück geht es der Bahn entlang. Schwellen und Geleise sind über Hunderte von Metern aufgerissen. Hier muß ein Munitionszug in die Luft gegangen sein. Wir gelangen in einen Stadtteil mit breiten Straßen und großen Einheits-Wohnblocks, dahinter liegen Fabriken.

Es ist so warm wie gestern. Vom Feind weit und breit keine Spur. Die Stadt gehört uns. Wir sammeln bei einer Lagerhalle. Es riecht nach verdorbenem Sauerkraut.

„Auftrag erfüllt“, meldet der Chef.

„Rammelzweig“ läßt uns aber nicht zur Ruhe kommen, funkt wieder einen Regimentsbefehl:

– Spähtrupps umgehend Flußnie-

derung und Sumpfgelände auskäm-
men –

Den Bataillonskommandeur habe
ich schwer in Verdacht, daß er sich
diesen „Regimentsbefehl“ selbst zu-
rechtgelegt hat. Dieses Auskäm-
men verläuft harmlos.

Der General hat uns zwei Ruheta-
ge versprochen. Das heißt, offiziell
haben wir Ruhe und nur Spähtrupp-
tätigkeit. Daß diese Spähtrupps je-
weils Zugstärke haben müssen und
den ganzen Tag unterwegs sind, steht
auf einem anderen Blatt.

Der Musikzug rückt an und spielt
auf, zackige Märsche: „Das blonde
Kätzchen“, „Komm zurück“ und
schmissige Operettenmelodien. Auch
die Musiker sind abgerissen und mü-
de; so mancher Trompeter trägt das
Eiserne Kreuz.

Am Abend viel Lärm und Geschrei.
Ich habe mich gerade hinter einem
Eichenbottich langgemacht, springe
hoch und schaue nach.

Der erste Zug ist vom Spähtrupp
zurück und veranstaltet ein Riesen-
tamtam!

Beute: drei vollbeladene Russen-
LKW samt Fahrer! Der erste Zug
feiert bis nach Mitternacht.

Wir sind zum erstenmal alle völlig
verlaust. Übermorgen soll es weiter-
gehen.

Wir müssen nachstoßen, uns mit
denen aus dem Süden treffen. Bei
dichtem Morgennebel, der in ein Nie-
seln übergeht, queren wir das Toma-
tenfeld. Die Brückenauffahrt ist ver-
stopft. Wir sollen bereits hier an das
andere Ufer der Desna.

Langsam schiebt sich das Batail-

lon vor. Erst jetzt erkennen wir, wie
arg die Stadt zerschossen ist. Ein
letzter Blick auf den schönen Zwie-
belturm der Kirche. Pioniere haben
über den Fluß eine Pontonbrücke ge-
baut.

Jeder kleine motorisierte Fritze
hat es plötzlich sehr eilig. Sie wollen
die ersten sein. Nein, nicht beim
Feind, bei Eiern, Butter, Honig, fet-
ten Gänsen, Gebackenem und Ge-
bratenem. Wir sind ja in der frucht-
baren Ukraine. Über Schwemmland
zieht sich der Heerwurm. Wir neh-
men zwar Abkürzungen, aber schnel-
ler kommen wir deshalb nicht weiter.

Nach acht Kilometern Marsch er-
gießt sich über uns ein Wolkenbruch.
Meine Russenzeltbahn hält die Nässe
ab. Es ist nicht mehr wie im Hoch-
sommer – wir frösteln ein wenig.

In der vorgesehenen Ortsunter-
kunft finden wir nicht die leiseste
Spur von unseren Quartiermachern.
Der Chef flucht. Und wir mit ihm.

Später, als wir mit dem Seitenge-
wehr den Dreck pfundweise von den
Stiefeln gekratzt haben und die
Durchnäßen einigermassen trocken
sind, wollen wir nur noch schlafen.
Wo, ist uns schnuppe; jeder findet ein
Plätzchen. Nach den Quartierma-
chern fragt keiner mehr.

Die Marschstrecken sind nicht all-
zu groß. Es gibt keine Ruhetage. Die
Straße ist ständig belebt; eine ganze
Armee marschiert nach dem Süden.
Jäger begleiten uns, und wenn so ein
kleiner Fieseler „Storch“⁽³²⁾ über uns
weggondelt, verkündet Dinstel: „Da
drin sitzt der General!“

„Warum hockt er da drin?“ will ei-
ner wissen.

„Um sich dein blödes Armleuch-

tergesicht von oben anzugucken, da hat er was zu lachen!“

Achsen quietschen, Pferde wiehern, Lederzeug knarrt, Peitschen knallen. Dicke Brummer arbeiten sich mit „alles scharf rechts ran!“ vor: Zugmaschinen, Artillerie, Pak, „Nebelwerfer“, Panzer, LKW, MTW, Troßfahrzeuge, Funk- und Gerätewagen. Berittene Marschüberwachungs-Offiziere verfolgen strengen Blickes die Bewegungen. Alles rollt, alles marschiert.

Eines Abends steht der Oberst vor dem Kompaniegefechtsstand. Sagt der Chef zu mir: „Mach dich fertig, umschnallen!“

Dann stehe ich vor dem Regimentskommandeur.

„Für Ihr Verhalten in den letzten Tagen ... Bringen Sie es gut nach Hause!“

Das EK II³³⁾!

Ich mache in solchen Augenblicken immer eine unmögliche Figur und weiß das. Rasiert bin ich auch nicht, und das Koppel ist voll Dreck.

Aber ich freue mich. Soll keiner sagen, er pfeift darauf. Dieses kleine Kreuz ist die Ursache dazu. Viele freuen sich aufrichtig mit mir.

Wir feiern lange und hören bis tief in die Nacht hinein den Soldatensender „Konrad“, singen laut: „Lili Marlen“³⁴⁾.

Draußen reißt die Marschkolonne nicht ab, poltert verhalten mit dumpfem Geknirsch durch die Nacht.

Wir marschieren durch riesige Ukrainerdörfer. Mit den Maßstäben des Landes gemessen, strotzen sie vor Wohlergehen; reiche, überreiche Frucht bergen die Felder. Unendlich dehnen sich diese Zeilendörfer.

Den Feind haben wir im Rücken. Es kommt zu keinem Gefecht. In Eilmärschen schließen wir im Osten den Kessel von Kiew. Im Westen wird noch um den Dnjepr-Übergang gekämpft. Daher finden wir die Dörfer vom Krieg unberührt vor.

Oftmals empfangen uns die Bewohner mit Blumen. Dem Chefputzer wird von einem Pferd der Arm zerschlagen. Weil ich nicht mit ihm sofort zum Verbandplatz gehe, kriege ich Krach mit dem Chef.

Wir nähern uns dem Feind. Zerstörte Fahrzeuge und Waffen liegen umher, Brücken sind gesprengt. Der weichende Gegner zeigt sich nicht. Abends brennt er sämtliche Stroh- und Getreideschober ab. Kilometerweit ist der Marschweg beleuchtet. Kein Schuß fällt. Die Divisionen drängeln sich, wirbeln durcheinander.

Wir sind jetzt genau östlich von Kiew.

„Alarm!“ Eilmarsch. Wir kämpfen die letzten Reste der Feindkräfte im Kessel nieder. Wir glauben, daß der ganze Zauber hier bestimmt dem Ende zugeht, als die gewaltigen Zahlen der Kiewer Schlacht bekanntwerden. So etwas kann keine Streitmacht der Welt verkraften.

Die Gefangenen verkünden: „Wartet nur auf den Winter! Da gehen wir nicht mehr zurück, sondern ihr.“

Wir haben den Gefangenen ein Lazarett eingerichtet – mit russischem Personal. Die Ärzte haben zum Teil in Deutschland studiert und sprechen meist ein recht gutes Deutsch.

So für mich beobachte ich die russischen Ärztinnen. Es sind Gesichter, die mich anrühren. Sie arbeiten rund

GRATIS FÜR SIE

Deutscher Flakpanzer IV Wirbelwind

Normandie 1944



**FORCES
OF
VALOR**

- Absolut detailgetreu
- Bewegliche Panzerketten, Panzertürme, Räder und Kanonenläufe
- Luken und Einstiege zum Öffnen

Als Dankeschön für ein Abonnement **DER LANDSER** oder **DER LANDSER**-Großband erhalten Sie diesen Flakpanzer IV Wirbelwind gratis. Das aus Metallspritzguss gefertigte Sammlerstück ist ein maßstabgetreues Militärmodell (1:32) aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Abonnement-Gutschein

Coupon bitte ausschneiden und senden an: Güll GmbH, Leserservice **DER LANDSER**, Heuriedweg 19, 88131 Lindau, Fax 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.)

Ja, ich nehme Ihr Angebot an und abonniere zunächst für ein Jahr

(Gewünschtes bitte ankreuzen)

☐ **DER LANDSER** (52 Ausgaben) zum folgenden Preis:
Deutschland € 114,40/Österreich € 127,40

☐ **DER LANDSER**-Großband (26 Ausgaben) zum folgenden
Preis: Deutschland € 68,90/Österreich € 76,70

Alle Preise sind inkl. Porto und Versandkosten. Nach Ablauf eines Jahres kann ich das Abo jederzeit kündigen.
Als Dankeschön erhalte ich das originalgetreue Militärmodell **Flakpanzer IV Wirbelwind (42)**.

Bitte senden an:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Gewünschte Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

☒ **Einen Monat kostenlos bei Bankeinzug**

Ich wünsche (bitte ankreuzen):

☐ halbjährliche Zahlung ☐ jährliche Zahlung

Konto-Nr.

BLZ

Bankinstitut

Unterschrift/Kontoinhaber

Datum

Ich bin damit einverstanden, dass die Bauer Media Group mich bis auf Widerruf per Telefon und E-Mail über interessante Angebote zu Medienprodukten informiert.

☐ Ja, mit meiner vorstehenden Erklärung verpflichte ich die Bauer Media Group auf die Einhaltung der Grenzen dieser Zustimmung und auf den Datenschutz.

Die Bestellung kann innerhalb von 2 Wochen ohne Angabe von Gründen bei Güll GmbH, Heuriedweg 19, 88131 Lindau/B., schriftlich widerrufen werden.

☐ **per Rechnung** (nur jährliche Zahlung möglich)

um die Uhr. Internisten amputieren und operieren. Während die Frauen mit hoheitsvoller Verachtung durch uns hindurchsehen, bezeigen die Männer eine übertriebene Bereitwilligkeit.

Kiew ist vorbei. Wir brechen auf. Es geht weiter in Richtung Osten. Fast in jedem Ort sieht man Gefangenenlager, Tausende von Gefangenen. Wo mag ihr Weg enden? Was erwartet sie?

Es wird kalt. Noch nicht sehr kalt, aber kalt, so daß wir in den Marschpausen die Strohmieten anzünden und uns an den hochschlagenden Flammen wärmen.

Am frühen Morgen umgibt uns klebrige Nässe. Oft löst sich der dichte Morgennebel erst gegen Mittag auf. Die müde Herbstsonne im Rücken macht uns in Erwartung der kalten, langen Nacht bereits frösteln. Noch ist der Grund hart und staubig, wird jedoch am Morgen und in den Vormittagstunden weich und schmierig.

Ehedem Nebensächliches genießt jetzt Vorrang. Die wichtigste Frage ist und bleibt: Wie sieht das Quartier am Ende des Marschtages aus? Haben wir genug Platz, um uns auszustrecken? Kommt die Küche rechtzeitig nach, daß wir vor dem Schlafen den heißen Eintopf löffeln können und nicht mitten in der Nacht geweckt werden?

Wir ziehen entlang einer prächtigen Allee durch einen großen ehemaligen Adelssitz. Das herbstliche Laub leuchtet. Ein Teich lädt zum Rudern ein. Warum verkriechen wir uns nicht in diesen Frieden? Warum marschieren wir ohne Ende?

Motorisierte Truppen überholen uns. Sie tragen das „K“ statt des „G“ – Kleist³⁵⁾ statt Guderian³⁶⁾. Und wieder die Spuren des Krieges: zerstörte Dörfer, zerschossene Züge, Waggongerippe, eine Lok mit geplatzttem Kessel, Eisenbahnpioniere, die Schienen umnageln.

Man erzählt von amerikanischen Panzern, die der Russe zum Einsatz gebracht haben soll. Und davon, daß der Russe es fertiggebracht hat, eine neue Front zu bilden.

Wir marschieren nur, liegen ein paar Tage in Ruhe, tippeln wieder los. Gerüchte gehen um. Dinstel behauptet, daß wir in Kürze herausgezogen würden. Am Morgen heißt es: Heute geht's nur bis Koschnaja; dort bleiben wir. Und in Koschnaja heißt's dann: „Nur bis Wjanjarrowno ...“

Eine schier endlose Kette von Orten, die wir mit „nur noch bis ...“ hinter uns bringen. Wenn ich unseren Weg auf der Karte betrachte, wird mir angst und bang.

7. Oktober.

Ein richtiges Sauwetter setzt ein; Regen und nasser Schnee. Wir kommen an ein Dorf heran, sehen die Sprengwolke einer hochgehenden Brücke. Sonst nichts; vom Feind keine Spur.

Manchmal geht einer von uns mit einer Mine hoch. Vieles ist anders, hat sich verändert. Auch die Landschaft ist anders geworden. Man glaubt, auf einer unendlichen Ebene zu gehen. Dann tut sich plötzlich ein Tal auf, und man merkt die Täuschung. Diese Täler sind Abschnitte

leichten Feindwiderstandes. Ein Armee-Befehl wird verlesen:

„Der Russe ist im wesentlichen geschlagen. Wir kämpfen nur noch gegen Witterung und Raum.“

Schön, schön. Wenn's nur stimmt. Sie sollen irgendwo und irgendwann einmal zu Rande kommen und uns ins Winterquartier schicken.

Das Grau der Herbsttage verdichtet sich zusehends, diffuser wird das schwächliche Licht. Das Laub fällt ab, im kahlen Geäst pfeift ein kalter Wind. Wie kann man bei diesem Wetter bloß weitermachen? Meine Stiefel sind hin; es ist das dritte Paar seit Kriegsbeginn. Nässe dringt durch. Schade, sie waren so gut beim Marschieren.

Ich habe Zeit, meinen Sanitätskram in Ordnung zu bringen, trage das Krankenbuch nach, halte mich auf dem laufenden, schreibe. Es wäre an der Zeit, die Kompanie zu entlassen. Weit und breit keine Entlausungsanstalt. Man müßte so an die hundert Kilometer zurück. Und das läßt sich bei uns „Tippelbrüdern“ einfach nicht durchführen. So bleiben die Läuse, wachsen und vermehren sich.

Im nächsten Quartier entdecke ich eine Literaturgeschichte für den Deutschunterricht. Erstaunlich, was hier für die Bildung im allgemeinen getan wird. Wir finden Schulbücher in sowjetischen Grundschulen auf den Dörfern, die einem deutschen Mittelschullehrbuch alle Ehre machen.

Ich habe einen Verwundeten versorgen und verfrachten müssen und hänge nun schwer zurück. Kann endlich nach einer halben Stunde

mühsamer Tippelei auf einem großen Fünftonner aufsitzen. Der Fahrer fährt neben der Straße. Ich mache ihn auf die Minengefahr aufmerksam.

„Ach“, meint er, „das haut uns höchstens fünfzehn Meter weit, aber sonst passiert nichts.“

Er muß es ja wissen. Sehr wohl ist mir nicht dabei. Und als er so nebenbei erwähnt, er habe Ari- und Pak-Munition geladen, kriege ich Gänsehaut und Kniezittern.

Wie kann man nur bei diesem Wetter marschieren und wieder marschieren? Wir sind wieder näher am Feind, bekommen diese Tatsache täglich mehrmals deutlich vor Augen geführt. Da eine „Ratschbum“, die hinter einem Hügel aufbellt, dort eine Batterie, die Schrapnells setzt.

Im Rundfunk hören wir von den großen Kesselschlachten von Wjasma und Brijansk. Wir sollen nur noch einige durchgebrochene Divisionen oder Armeekorps – Kleinigkeiten – zum Stehen bringen, aufspalten, vernichten, den bösen Feind in die Knie zwingen! Und wir hatten gedacht, er sei bereits in die Knie gezwungen!

Irgend etwas stimmte da nicht!

Der Weg ist entsetzlich schlecht. Die Pferde versinken bis zum Bauch im Schlamm. Hauptmann Rammenzweig setzt sich an die Spitze des Bataillons, läßt ununterbrochen funken, verfranzt³⁷⁾ sich trotzdem.

Also kehrtgemacht, wieder zurück, einen anderen Weg weiter. Der ist noch schlechter. Bei Einbruch der Nacht ist's geschafft; sind trotz des Wetters und der schlechten Straßen

über vierzig Kilometer geworden. Diese einmalige Marschleistung wird von Division und Korps anerkennend gewürdigt. Was haben wir davon?

Unser Troß hängt weit zurück; kein Wunder bei diesen Wegen. Laufend gibt es Krach. Zunächst mit dem Chef, weil die Quartiermacher nicht auf Draht waren, dann mit dem Sanitätsoberfeldwebel der Stabskompanie, weil bei einem Meldekopf die Sankras³⁸⁾ noch nicht eingetroffen sind und anderes mehr.

Wo sind wir eigentlich? Wie heißt das Nest?

„Glamasino“, antwortet Hartwin, „wir werden es uns merken müssen.“

12. Oktober 1941.

Knapp hinter uns sind die Russen durchgestoßen. Wir sind wieder einmal abgeschnitten. Unseren Troß haben sie erwischt und mit einem der Gefechtswagen auch unseren Müller Plautz. Er war unterwegs, um Verpflegung und Futter zu holen. Um alles wird schrecklich gejammt. Die Schreibstube hat die meisten Papiere weg, darunter sämtliche Wehrpässe.

In den Dörfern um uns sitzen die „Iwans“ in rauen Mengen. Wir hören die Knallerei.

„Morgen greifen wir an“, sagt der Chef. Die Funker gehen auf Dauerempfang. „Rammelzwerger“ ist in seinem Element.

Ohne Nachschub sind wir oben-drein. Selbst wenn keine Russen da wären, könnte keiner durch den Dreck.

13. Oktober 1941.

Wir sollen eine Höhe drei Kilometer nördlich der Ortsunterkunft besetzen, um die vom Stoß unseres ersten Bataillons geworfenen Feindkräfte aufzufangen.

Vom Windmühlenhügel in unserem Dorf können wir absonderliche Bewegungen ausmachen. Der Boden ist leicht gefroren, wir kommen gut vorwärts. Als wir die Höhe erreichen, wimmelt es drei Kilometer vor uns – und wie! Über die zu besetzende Höhe ziehen endlose Kolonnen ostwärts.

Wir stehen und staunen. Die drüben auf der Höhe halten ebenfalls inne. Was nun? Sind das Russen, oder ist das unser erstes Bataillon, das den Punkt feindfrei gefunden hat und nun weitermarschiert?

„Wollen wir mal hin?“ fragt der Kompanietruppführer in unverbindlichem Ton.

Der Chef zögert. „Nein“, entscheidet er, blickt zum drittenmal durch das Glas.

„Es sind Russen“, sagt Oberleutnant Henschel, „ein Regiment oder mehr.“

„Fordern wir die Ari an!“ schlägt der Kompanietruppführer vor.

„Haben Sie eine Ahnung, wo unsere Ari steckt?“

Es werden ein paar Funksprüche gewechselt. Die hohe Führung entschließt sich, uns zurückzupfeifen. Ausrichten können wir so und so nichts.

Im Ort ziehen die Kanoniere unter, bauen ihre Infanterie-Geschütze (IG) zwischen den Katen auf und beginnen zu ballern. Der Russe antwortet postwendend. In unserer Bu-

de gehen sämtliche Fensterscheiben kaputt.

So, jetzt haben wir's kalt! Wir treten gegen die feindliche Marschkolonne nicht an. Warum, weiß scheinbar nur Rammenzweig oder der Regimentskommandeur.

Wenige Stunden später wird gründlich „bereinigt“. Nicht durch uns, diesmal müssen andere herhalten. Sie haben schwere Verluste. Wir richten uns zur Ortsverteidigung ein, „igeln“. Fast stündlich gibt's Alarm; man kennt sich nicht aus. Am meisten fluchen die Melder, die hin und her gejagt werden.

Die Spannung läßt nach, Ruhe tritt ein. Rings um uns nichts wie Dreck, Schlamm und Morast. Vor den kaputten Fenstern hängen Zeltbahnen und schäbige Decken.

Glamaschino hält uns fest. Wir werden uns diesen Ort wirklich merken müssen. Über die Lage weiß keiner Bescheid. Nordostwärts der Linie Gluchow-Rylsk soll allerhand im Gang sein; Nachrichten sickern nur spärlich durch. Aus den umlaufenden Gerüchten stöpseln wir so etwas wie ein Puzzle-Spiel zusammen. Höchst interessant, dieses Experiment. Unter Hinzufügung der „offiziellen“ Nachrichten ergibt sich ein wahrhaft absonderlicher Tatbestand:

Das Kesseln wird geübt. Die Frage: Wer kesselt wen? bleibt offen. Man weiß es jetzt mit großer Bestimmtheit: Einige russische Divisionen sind ausgebrochen und haben uns tagelang abgeschnitten. Man plante bereits, uns Versorgungs-Flugzeuge zu schicken. War jedoch nicht nötig; wir haben mit gemischten Gefühlen

unsere eiserne Ration verspeist und auf bessere Zeiten gehofft. Auf solche hofft der Landser immer, und wenn es ihm noch so dreckig geht.

Jetzt ist die Gefahr für unser Regiment einigermaßen gebannt. Unsere Kompanie besteht nur noch aus zwei Zügen, insgesamt achtzig Mann, den neuen Ersatz mitgerechnet.

Ich gehöre zu den ganz „Alten“, bin aus der „Gilde“ der Granatwerfer endgültig entlassen, habe als Sanitätsdienstgrad das EK II und das Infanterie-Sturmabzeichen.

Fragt der Oberarzt, ob ich mir das EK I holen möchte.

„Wenn es sich ergibt, ja!“ antworte ich.

Eine Definition des „Wenn es sich ergibt“ verlangt er nicht. Ist sehr klug und weise, unser Oberarzt. Nur eines kann ich ihm nicht verzeihen: daß er wiederum abwinkt, als ich ihn um Studienurlaub angehe.

„Später!“

Wird zu einem geflügelten Wort, dieses „Später“. Da verkünden sie wieder: Der Russe ist entscheidend geschlagen. Aber zu Ende ist dieses Ringen hier im Osten noch lange nicht. Kann noch weitgehen und noch lange dauern.

Auf einmal ist der Winter da. Schnee, viel Schnee. Und Kälte. Winterbekleidung besitzen wir immer noch nicht.

Endlich ist der Boden so hart geworden, daß man es wagt, die Bewegungen wieder aufzunehmen. Klirrender Frost hat die Erde erstarren lassen. Im Hinterland ist alles bereinigt; bis zur Front ist's weit.

Unser erstes Marschziel heißt Fatesh. Dort will man weitersehen. Wir

marschieren wieder, um ja nicht aus der Übung zu kommen. LKW gibt es anscheinend nur für besondere Einsätze; die rollen für gewöhnlich nur dann an, wenn der Hut brennt.

Räder rollen, Schnee knirscht unter den Stiefeln, Pferde schnauben ihren Atem dampfend vor sich her, hügel auf, hügel ab. Panzergräben von gewaltiger Ausdehnung erregen unsere Aufmerksamkeit. Zwischen den Gräben eingeflochten Drahtverhaue.

Arbeitsdienstmänner stehen am Straßenrand. Wie jung schauen die Kerle aus, wenn man daneben unsere Gesichter sieht! Es sind aber nur wenige Jahre Unterschied.

Im Quartier taucht auf einmal Leutnant Putl auf. Sein nervöser Schließmuskel hat sich beruhigt und dichtet ordnungsgemäß ab.

Die Zugwagen sind überlastet. Jeder Zug versucht, dem anderen etwas aufzuhängen. Die meiste Wut lassen sie an uns, dem Kompanietrupp, aus. Behaupten, wir hätten das schwerste Deckenpaket, die meisten Privatsachen und so manches andere. Wenn ein Fahrzeug steckenbleibt, sind wir schuld. Und wir wälzen's auf die Fahrer ab, führen ins Treffen, daß sie doofe Heinis seien, mit Pferd und Wagen nicht umgehen könnten. Fluchen, auf die armen Klepper losdreschen und sich den Wanst vollschlagen, das verstünden sie.

Da ist ferner der Leutnant von der siebten Kompanie mit dem dicken Hintern. Immer dann, wenn sein Zug hoffnungslos durcheinander ist, befiehlt er dem Kompanietrupp, zehn Meter hinter der Kompanie zu mar-

schieren. Begründung: Wir würden die mustergültige Ordnung seines Zuges stören.

Unter aufreizenden Gesängen halten wir Abstand. Das bringt den Leutnant auf die Palme. Die Ordnung in seinem Zug kann er nicht herstellen, im Gegenteil.

In Dimitrijew verweilen wir einen halben Tag. Es ist sehr kalt. Dicke Eisblumengebilde bedecken die Fensterscheiben. In der Nachbarkate steht eine Kuh, die jedoch keine Milch gibt.

Über Nacht ist noch mehr Schnee gefallen. Wir ziehen über eine menschenleere Ebene ohne Anfang und ohne Ende. Die straffe Ordnung löst sich unverkennbar langsam auf. Ausgeschlachtete Fahrzeuge säumen die Straße; LKW mit abmontierten Aufbauten; VW, ihrer Räder, Bremsstromeln und anderem beraubt.

Mit nachlassender Kälte werden die Wege wieder schlammig, die Quartiere miserabler; schmierige Hütten, in deren Innerem es penetrant nach allem möglichen riecht.

Nasser Schnee und wieder Schlamm, knietiefer Schlamm.

„Geh, Kamerad, bleib amol steh'n und hilf ma!“ ruft mich ein Wiener.

Mit vereinten Kräften ziehen wir sein Krad aus dem Schlamm.

„Mensch“, sage ich zu ihm, „du bleibst ja doch wieder stecken!“

„A wo! Jetzt drah i auf und fah' mit an Dampf durch!“

Er schafft es!

Nach drei Ruhetagen in Fatesh ziehen wir weiter. Dieser Abschnitt ist sonderbar: Vom Russen merkt

man nichts. Ist es wirklich so, wie sie „oben“ konstatieren: Der Feind könne sich nicht mehr erheben, liege geschlagen am Boden, und seine letzten Reserven seien erschöpft?

Nicht zuviel denken, nicht grübeln, sich keine unnützen Fragen stellen! Konzentriert man seine Gedanken auf andere Dinge, kommt man am besten voran. Da merkt man die Schinderei und die erschreckende Weite nicht so. Kalt wird's, grimmig kalt. Über die Höhen hinweg, wo der Wind bläst, ist es eine rechte Plage.

Ich habe mir ein Paar Socken über die Hände gezogen und sie in die Manteltaschen gestopft. Um die Ohren einigermaßen zu schützen, haben wir uns primitive Schützer zurechtgeschneidert. Trotzdem ist es ein Elend. In den Balkas³⁹⁾ geht es einigermaßen, aber auf den Höhen ...

Gohl zeigt auf meine rechte Wange, meint, sie sei weiß. Also erfroren. Ich reibe sie mit Schnee.

Wie lange latschen wir noch? Verdammst, das zieht sich heute wieder!

Wir erreichen Maloarchangelsk. Während der Nacht hören wir aus schwer bestimmbaren Richtungen Artilleriegegrummel. An einigen Stellen ist der Himmel rot.

Am Morgen wird gerätselt: Wo – was? Es kommt nichts dabei heraus. Dinstel fühlt diplomatisch bei „Rammelzwerge“ Funkern vor. Fehlanzeige. Spähtrupps werden vorgeschickt.

Zweite Fehlanzeige – man tappt im dunkeln. Was ist das für ein Krieg in diesem Land? Rätsel über Rätsel!

Wir haben uns verändert, wissen und spüren es. Ist es das Land, die

Weite, das Immer-weiter-Hinein um jeden Preis?

Cliquen bilden sich. Man tut sich zusammen, läßt aus nicht erklärbaren Gründen den Kameraden nicht mehr teilhaben. So etwa: Soll er sich seine Kartoschki (Kartoffel) selbst organisieren, bei unserem Gebrutzel kommt er nicht ran, nee – das ist vorbei!

Selbst durch den Kompanietrupp geht der Riß. Gut, sage ich mir, sollen sie mich ausschließen und lästern! Dann fange ich mir meine Gans selbst! Und ich tu's auch!

Fange mir also so ein Vieh, verkrümle mich in eine abseits gelegene Kate, wo mir die Russin einen prima Gänsebraten zurechtmacht.

Man kriegt's irgendwie raus, und es gibt Stunk. Der Chef greift ein, zieht jedoch seinerseits die Konsequenz und sagt: „In Zukunft mach ich's auch allein – seht, wie ihr zurechtkommt!“

Den zweiten Stunk gibt es, als vom Bataillon angefragt wird, wer Gänse klaut. Die Russen hätten sich beschwert, denn es darf nicht geplündert werden.

„Die Sechste klaut keine Gänse“, antwortet der Chef, legt den Hörer auf, und seine Blicke durchbohren mein verängstigtes Sanitätsgefleitenherz förmlich.

„Drei Wachen!“

Ich schweige.

Wir marschieren wieder. Als Ziel der Division wird Jelez, ein Eisenbahnknotenpunkt zwischen Moskau und Woronesh, genannt. In Jelez, sagt man, soll unser endgültiges

Winterquartier sein; dort kämen wir endlich zur Ruhe.

Wir sind Divisionsreserve. Es geht flott voran. Vor unserer Spitze leisten schwache Nachhuten unbedeutenden Widerstand. Unliebsame Aufenthalt gibt es nur in verwehten, tiefen Balkas. Unsere Küche kippt an einem Hang um und wird arg verbeult. Der Kessel bleibt zum Glück heil. Dann und wann begleitet uns Motorengebrumm; durch Nebellücken stoßen Russenflieger.

Am späten Nachmittag stellt der Bataillonsadjutant fest, daß wir uns verlaufen haben. Zehn Kilometer mehr als notwendig! Am Abend müssen wir trotzdem weiter, weil das dritte Bataillon in unserem Dorf ist.

Wir sind todmüde, haben eine Stinkwut im Bauch und schimpfen, daß der Teufel selbst mit uns Mitleid haben müßte. Er hat keines. Mit hängenden Köpfen stolpern wir mehr als wir gehen.

Liwny ist genommen. Der Ort ist völlig zerstört. Man gönnt uns einige Tage Ruhe.

Das Schiebekommando vom Troß bringt einen Toten. Die Gruppe wurde von einem „Schlächter“ überrascht. Das Bündel Mensch liegt stumm auf einem Schlitten und wird langsam von Schneeflocken zugedeckt. Man drückt sich daran vorbei.

Ich schleppe ihn mit Fehrenbacher in den Vorraum, nehme die Sachen ab, lege ihn zurecht. Er ist schwer zerrissen.

Als wir ihn zum Grab tragen, an dem der Chef mitgeschaufelt hat, fährt uns Oberleutnant Henschel an:

„Sanis gehören zu den Lebenden und nicht zu den Toten!“

Vielleicht hat er recht. Aber vertrauter sind wir mit dem Tod, mehr als die anderen, die nicht an ihn erinnert werden wollen.

Auf der Straße nach Liwny werden unsere Verbände von „Ratas“ und „Schlächtern“ beharkt. Von unserer Luftwaffe sieht man nichts. Wo steckt die? Haben die sich auf ihren Feldflugplätzen bereits zum Winterschlaf niedergelegt?

Auch wir marschieren mit den Köpfen nach oben und in ständiger Angst. Bombentrichter reiht sich an Bombentrichter. Das Gelände bietet keine Deckungsmöglichkeit.

Später, beim Durchqueren eines Waldstückes, nehme ich ein wenig Reisig mit; es ist ja Advent.

Über einen Hang verstreut die Trümmer einer „Rata“. Am Fuß der Steigung liegt der Pilot. Dem Aussehen nach muß es ihn in der Luft zerrissen haben. Nicht der schönste Tod als Flieger, denke ich.

Ein Dorf, etwa fünf Kilometer hinter Liwny, nimmt uns auf. Hier erwischen uns die „Schlächter“. Der Nebel schützt uns vor dem Schlimmsten. Sie knallen die Dorfstraße entlang, wenige Geschosse treffen Katen. Ausfälle haben wir zum Glück keine.

Nachts tobt ein schwerer Schneesturm. Am Morgen ist seine Gewalt gebrochen. Es winselt jedoch noch ganz gehörig in den Dachsparren. Zwei Fenster unserer Kate sind zugeweht.

Eugen, der neue Sanitäter, meint, es sei tiefste Nacht, als ich ihn wecke. Ich mag ihn gut leiden. Er ist willig,

redet nicht viel und hat sich damit abgefunden, als Sani bei einer Infanteriekompanie zu wirken.

Die Sechste wird im Eilmarsch vorgezogen. Der Wettlauf nach Jelez beginnt. Jeder will der erste sein. Angeblich sind von der Nachbardivision schon welche drin.

An einer Brückenauffahrt hat sich unser Feldweibel-Ritterkreuzträger mit seinem Fliegerabwehr-MG postiert. Sein Gesicht wirkt maskenhaft starr. Er winkt uns zu.

Zwischen der Brücke und dem nächsten Ort wird eine Riesensprengung vorgenommen. Im Ort muß den Spuren nach heiß gekämpft worden sein. Es liegt viel Zeug umher, deutsches und russisches. Ich will eine Lampe organisieren, doch der Chef verbietet es. Was ist plötzlich in ihn gefahren? Hat er etwa Spundus davor, von „Rammelzwerg“ gefragt zu werden, wer unter russischem Beutekram eine Bunkerlampe gepopst hat? Bitte, dann eben nicht! Soll er nachher sehen, wie er zu Licht kommt!

Wir klettern über die Trümmer der Sprengung. Die Straßenbrückchen sind auch gesprengt. An einer solchen Stelle kracht's mit einemmal hinter uns. Wir sehen eine Erd- und Steinfontäne über der „Achten“ zusammenfallen: Minen!

Es hat einen schweren Granatwerferwagen getroffen. Fünf Männer liegen herum. Ich haste zurück. Mit größter Vorsicht, soweit dies überhaupt möglich ist. Wer weiß, ob nicht noch mehr Minen im Gelände liegen. In respektabler Entfernung hinter mir schreien sie: „Sani, mach doch, Sani, schnell!“ Schreien ist leicht.

Warum gehen sie nicht ins Minenfeld?

Die fünf liegen da, schauen mit schreckstarren Augen zu mir auf, rühren sich nicht. Schlimm scheint es bei keinem zu sein.

„Steht auf und kommt mit!“ fordere ich sie auf. Zunächst zögern sie, dann rappeln sie sich hoch und zukeln an, schreckensbleich – so genau kann man das nicht unterscheiden, denn viele von uns haben sich die Wangen erfroren.

Viel ist nicht passiert. Ein paar Splitter in Arm, Kopf und Rücken. Verbinden kann ich sie nicht. Drei Minuten ohne Handschuhe, und die Hände sind steifgefroren. Ich kann die Leute nicht ausziehen.

„Los, haut ab zum Verbandplatz!“

Von der Straße weg geht es querfeldein. Knettiefer Schnee, ein erbarungsloser, eiskalter Wind trifft die Stirn. Hinter mir keucht Eugen. Ich warte darauf, daß er stehenbleibt. Er rafft sich zusammen, hält tapfer mit. Quartiere gibt's nicht. Diese Nacht nicht. In der folgenden finden wir in einer Feldhüterhütte Unterschlupf. Ganz eng rücken wir zusammen, um uns gegenseitig zu wärmen.

Am Abend des dritten Marschtages schleppen wir uns in die Vorstadthäuser von Jelez, fallen todmüde auf den Boden, schlafen im Nu ein.

Das Brot ist gefroren, die Kost mager. Und der Läuse werden es immer mehr.

Es gibt Streit um dies und das. Feldweibel Andrich streitet mit Feldweibel Hienzsch, Leutnant Pein mit Leutnant Putl, Alfred mit Hartwin, ich mit Eugen.

„Herrrrr...! Was unterstehen Sie sich!“ So bei den Offizieren.

„Armleuchter, du doofer Hund, Blindgänger!“ So bei uns.

Wir schieben Kohldampf, es gibt nichts zu organisieren, wir sind müde, unausgeschlafen, und unsere Nerven schleifen sozusagen am Grund.

Der Großangriff auf Jelez beginnt. Unser linkes Nachbarregiment wird vorgezogen und bildet die Angriffsspitze. Wir folgen als Reservebataillon, werden dann, nach Südosten abdrehend, als Flankenschutz eingesetzt.

Ungehindert kommen wir über drei Stolperdrahtsperrern hinweg. Augenscheinlich haben sich die Sowjets hier nicht verteidigt. Am Knick eines tiefen Panzergrabens steht ein verlassenes russisches Fla⁴⁰-Geschütz.

Aus ein paar Löchern, nicht weit vom Geschütz entfernt, holen wir halberfrorene Russen. Weshalb die so lange hier ausgeharrt haben und nicht stiftengegangen sind, ist uns schleierhaft. Auf ihren Stahlhelmen und Schultern haben sich Unmengen von Schnee angehäuft.

Unsere Vierlingsflak holt einige II-II-Maschinen herunter, das Artilleriefeuer schwillt an.

„Wenn sie so weitermachen, rücken wir am Abend in die Stadt ein“, meint der Chef.

Er behält recht. Die Stadtsilhouette offenbart sich uns an diesem Winterabend kurz vor Sonnenuntergang in ihrer ganzen Herrlichkeit. Viele prachtvoll leuchtende Kirchen und hohe Türme heben sich vom Horizont ab. Vor den Türmen im südli-

chen Stadtteil steigen Leuchtkugeln hoch.

„Sechste aufschließen, sammeln und durchkämmen!“

Einen Kilometer vor dem Südteil ein tiefer Graben. In der Stadt erhebt sich in einem mächtigen Viereck ein riesiges Kloster. Weit auseinandergezogen rücken wir vor. Ein ganz Gescheiter vom dritten Zug hat seinen leichten Granatwerfer auf einem Rodelschlitten aufgebaut. Immer wieder kippt das Ding um.

Die vorn gehen schneidig vor. Aus einem Häuserblock holen wir ein halbes Hundert Russen. Straßenzug um Straßenzug wird gesäubert.

„Halt! Wir haben's. Jelez gehört uns!“

Fährt da vor uns ein Geschütz auf, beginnt zu feuern. Bei jedem Schuß macht das Ding einen gewaltigen Satz nach rückwärts. Geschossen wird auf jede Bewegung, die jenseits eines Platzes ausgemacht wird.

Wir folgen über Sperren einer Querstraße. In einem Hauseingang steht ein weinender Russenjunge, einen toten Hund in den Armen. Im Vorbeigehen streiche ich ihm über die Haare.

Ich will in das Eckhaus vor uns, schauen, was so los ist. Das Haus ist mit Artilleristen belegt; eine Menge Zivilisten dazu. Ins nächste Haus! Da tut es plötzlich einen furchtbaren Schlag. Die Russen fallen auf die Knie, fangen an zu beten und möchten sich am liebsten in sich selbst verkriechen. Ich beruhige sie, sage ihnen, das sei nur ein Abschuß.

Als ich rauskomme, muß ich mich vor Schreck an den Türpfosten leh-

Geschichte neu entdecken



Jetzt bei Ihrem Zeitschriften-Händler!

nen. Geschütz und Eckhaus sind ein einziger riesiger Trümmerhaufen. Der Kompanietrupp ist fort, keinen kann ich sehen. Man ruft aufgeregt nach Sanitätern. Für viele in den Trümmern kommt die Hilfe zu spät, ja, fast für alle.

Es muß ein Zufallstreffer gewesen sein. Der Russe schoß vorher mit zwei Geschützen weiter hinter uns. Den Kameraden ist nichts geschehen. „Nur“ Artilleristen hat es erwischt. Wenn ich in dem Haus geblieben wäre, hätte man morgen „vermißt“ hinter meinen Namen geschrieben.

Der Chef rast planlos durch die Straßen. Wir hinterher. Die Verbindung zum Bataillon ist abgerissen. Unser Melder und der vom Bataillon prallen zusammen. Die Lage klärt sich. Na also!

Neuer Befehl: Wir gehen zurück, kämmen noch ein Viertel durch und suchen dann Quartier. Klingt verheißungsvoll: Quartier in Jelez!

Wir nächtigen im ersten Stock eines Arbeiterwohnhauses. Der Chef gibt mir einen leisen Wink: Ich muß die erste meiner drei Zusatzwachen abbiegen. Wo, läßt er nicht verlauten.

So wähle ich die Küchenwache, klaue Holz und werde prompt dabei geschnappt, Dumm, das gibt noch mal drei Wachen.

Nachts fallen Bomben, einige gefährlich nahe. U-2-Maschinen verspritzen Leuchtspur über der Stadt. Am Morgen führt man mich zu einem Mädchen. Sie ist hübsch und sehr vernünftig. Hat ein paar Splitter im Körper. Ich verbinde einstweilen und vertröste sie auf den Arzt. Zur

Belohnung erhalte ich eine Flasche Schnaps und Äpfel.

Völlig ahnungslos betreten Heinz und Alfred im Ostteil ein Haus, vollgestopft mit schwerbewaffneten Rotarmisten. Heinz kriegt 'nen saftigen Schreck, faßt sich, brüllt: „Raus mit euch, hinter uns eine Kompanie!“

Siebzig Russen ergeben sich, legen die Waffen auf einen Haufen.

Jelez-Ost können wir nicht schaffen. Die Russen greifen einen Troß von uns an. Der muß alles liegen und stehenlassen und sich seiner Haut wehren. Wir treten abends dreimal zu einem Gegenstoß an – ohne Erfolg.

Einem gefallenem Rotarmisten ziehe ich schnell die Pelzmütze vom Kopf. Das Ding ist prima. Neu und sehr warm. Überhaupt sind die Russen mit Winterausrüstung bestens versorgt. Wir staunen.

Den Jelezer Bahnhof haben wir noch nicht. Dort lädt der Feind ständig neue Truppen aus, in der Hauptsache Sibirier.

Beim Bataillon erzählt man sich, wir hätten keine Munition mehr und der Nachschub klappe nicht. Wenn das stimmt ...

Es wird noch einmal gegen Jelez-Ost angetreten! Wir fluchen nicht schlecht. Es ist kalt wie nie zuvor, und wir müssen über eine freie Fläche, über die der eisige Ostwind nur so fegt. Obendrein lassen sie uns lange Zeit stehen und warten.

Endlich geht es weiter. Die weiße Stadt mit ihren schön geformten Türmen verschwindet im Abendrot. Leuchtkugeln steigen auf wie bei einem Feuerwerk.

Die Ausgangsstellung müssen wir uns erkämpfen, stoßen jedoch wider Erwarten auf keinen allzu großen Feindwiderstand. Das gesamte Bataillon wäre nicht notwendig gewesen.

Wir bleiben an Ort und Stelle, Quartiere gibt es nicht. So entsetzlich wie hier habe ich noch nie gefroren. Mit einer kleinen Gruppe Verwundeter mache ich mich schließlich zum Hauptverbandplatz auf. Stehe da in der klirrenden Kälte und kann vorerst nichts, aber schon gar nichts tun.

Da gehen einem verwundeten Leutnant die Nerven durch. Er schreit mich an, behauptet, ich würde mich an seinem Unglück weiden.

Stumm stehe ich vor ihm. Meine Wangen sind erfroren, beide. Und die Nase auch. Soll ich ihm das sagen? Soll ich ihm sagen: „Ich bin Arzt, kann mir selbst nicht helfen, und wenn ich meine Socken von den Händen streife, erfrieren binnen zwei oder drei Minuten meine Finger, wenn ich Sie und andere verbinde.“

Hilft ihm das? Nein! Außerdem bin ich viel zu müde, zu schwach und zu apathisch, um jetzt einen Wortwechsel zu führen.

Zurückgekehrt finde ich den Chef dabei, den Kompanietrupp zu suchen. Haben sich die Kerls unterwegs nur zehn Minuten lang in einer Bude aufgewärmt. Henschel tobt, staucht uns schrecklich zusammen. Aber nachtragend ist er nicht; und das halten wir ihm mächtig zugute.

Wir beziehen unser altes Quartier, liegen mit 48 Mann in einer Stube.

„Wie in 'ner Sardinenbüchse“, sagt Hartwin neben mir.

„Und dazu der prächtige Mief“, brummelt Feldwebel Hienzsich.

Die Russen sind in Jelez-Ost und am Bahnhof offensiv, greifen an und bereiten dem Regiment Schwierigkeiten. Das von wegen „keine Muni mehr“ stimmt nicht ganz. Wir kriegen welche, füllen auf und treten an. Hienzsich macht mich darauf aufmerksam, daß meine Nase wieder ganz weiß ist. Reiben, reiben! Vorne stockt's.

Da kommt ein einsamer Reiter auf uns zu, ein Russe. Ist vollkommen ahnungslos. Dreißig Schritte, wendet und galoppiert davon. Wir knallen hinter ihm her, treffen ihn aber nicht. Bei manchem versagt die Waffe; schuld daran ist die extreme Kälte.

Bereitstellung!

Die IG-Kompanie schießt das Dorf sturmeif. Wir treten an. Die Divisions-Pak unterstützt unseren Angriff. Auf der Höhe und weit drüben gehen die Russen zurück. Das Dorf wird ohne Kampf besetzt.

Von links rufen sie: „Panzer!“

Sofort liegt alles flach und rührt sich nicht. Wenn hier Panzer anrollen, sind wir auf der freien Fläche erledigt.

Pak fährt im Karacho vor. Über uns zischt es scharf hinweg: Panzergranaten! Am linken Flügel stürzt die Fünfte vor, schafft mit einem Sprung die wenigen hundert Meter bis zum Dorf.

„Auf!“ ruft der Chef. Wir hetzen los. Die Pak schießt wie wild. Auf einem Präsentierteller läßt man sich nicht von Panzern am Schlawittchen fassen, man sieht zu, daß man zur

nächstbesten Deckung kommt. Und wenn's noch so schwerfällt.

Vor uns ist großes Geschrei. Kein Panzer zu sehen. Doch irgendwo rumoren sie herum, man hört es. Verflucht, da ist vor uns ein Versteckspiel im Gange: T 34⁴¹⁾ gegen Fünfte! Die Kolosse brummen um die Katen herum, und die Fünfte läuft auf der Gegenseite im Kreis.

Treffer! Und gleich darauf ein zweiter! Ein T 34 rast gegen die Backsteinmauer eines einzelstehenden Hauses, rammt sich fest. Sein Motor dreht auf hohen Touren. Aus der offenen Luke hängt einer heraus.

Ich liege in einem russischen Schützenloch und friere ausnahmsweise nicht. Das Gros der Kompanie rückt nach. Da springe ich weiter zum nächsten großen Strohhaufen. Will gleich weiter, um ihn herum.

Da steht einer – ein Panzer! So schnell habe ich in meinem Leben noch nie die Nase zurückgenommen wie in diesem Augenblick.

Die Knallerei läßt nach. Da lausche ich vorsichtig. Das Ding vor mir rührt sich nicht, der Motor läuft auch nicht. Dauert nicht lange, komme ich drauf, daß sie ihn einfach stehengelassen haben.

Sechs Panzer sind abgeschossen! Und das Bataillon hat den Feind zurückgeworfen. Ein guter Erfolg.

Wir bleiben im Dorf. Die miesen Quartiere stören uns nicht. Es kommt eine Pfundsstimmung auf. Kein Sani wird gerufen; wir haben keine Verwundeten, überhaupt keine Ausfälle. Spätabends rückt der „Spieß“ an und verteilt Schokolade.

Während wir feiern, bringen sie mir einen Gefangenen herein. Das

Gesicht eine einzige Frostblase, die Hände ebenfalls. Es wird still in der Bude, als ich den Mann notdürftig versorge.

In der zweiten Nachthälfte versuchen die Russen, das hinter uns im Westen gelegene Dorf zu nehmen. Zwei Züge werden alarmiert und greifen ein. Das Ringen um das Dorf dauert bis zum ersten Büchsenlicht und fordert hohe Verluste auf beiden Seiten.

Gegen Mittag greift der Feind überraschend unser Dorf an. Wir können abwehren. Hinter den Randhöhen im Osten haben die „Iwans“ eine Unmenge Werfer aller Kaliber auffahren lassen. Die pfeffern ganz schön herüber. Gegen Abend haben sich die roten Kanoniere ausgetobt. Es wird still.

Wir fühlen uns hier sicher. Was kann uns geschehen? Allgemein heißt es, das Nest würde unser Winterquartier. Man kann sich's ja einrichten – so übel ist's nicht.

7. Dezember 1941.

Punkt 24 Uhr kommt der Befehl zum Abhauen. Wir marschieren an der leichten Flak vorbei, überqueren eine Feldbahn. Längs der Bahn verläuft eine Straße, auf der deutsche LKW stehen.

Wieso stehen die da? wundern wir uns, wo wir doch die letzten sind. Hinter uns kommt niemand mehr.

Das Tempo wird schärfer. Wir laufen an stillen Hütten vorbei. Wie lange noch? Bis wohin?

Stimmt der Weg? Haben wir uns nicht verlaufen? Durch Mulden über freies Feld geht es bis zu einem Bach.

Weit und breit keine Brücke. Nach endlosem Suchen torkeln wir über einen Steg, nähern uns einem Ort. Hier waren wir schon einmal. Todmüde sinken wir auf rasch zurechtgemachte Strohlager. Das Bataillon funkt, es müsse ab sofort scharf nach Süden und Südwesten gesichert werden. Wahrscheinlich ist der Russe durch, sagen wir uns; solche Befehle sprechen eine allzu deutliche Sprache. Man weiß so langsam Bescheid.

Es geht weiter zurück. Uns kann's recht sein. Wir wollen zur Ruhe und endlich in die endgültige Winterstellung kommen.

Das Hindurchwürgen nachts in den Schluchten ist besonders schlimm. Alles stockt. Die Pak muß von uns geschoben werden. Sie sagen, wenn sie steckenbleiben, müßten sie das Fahrzeug sprengen. Wir strengen uns schwer an, daß sie nicht steckenbleiben. Sie kommen mit.

Vom ordnungsgemäßen Marschieren ist keine Rede mehr. Wir humpeln im zerwühlten Schnee, zur Seite gedrückt, zusammengepreßt, von Stiefeln festgestampft, von Rädern und Raupen wiederum beiseite geschoben.

Uns scheint nach Tagen und Nächten, daß es weder ein Ziel noch Gewißheit gibt. Wir sind ein Stück Menschheit im Unendlichen, ein Häuflein Hoffender in einem fremden Land, das uns feind ist. Ein Stück Qual der Welt, ein Teil eines gewaltigen Planes. Wo ist ein Punkt außer uns, wo der Feind? Von einer alles lähmenden Kälte gleichsam zusammengedrückt, verliert sich der Bahndamm in der Weite. Neben dem Damm wir, Gewalten ausgesetzt, die

wir nicht zu besiegen vermögen. Ob wir ihrer dennoch Herr werden?

Der Damm bleibt rechts liegen. Auf einem abkürzenden Trampelpfad geht es am Rand einer Schlucht entlang. Unten liegt ein Sanitätsomnibus. Auf dem Verdeck lang hingestreckt, den Kopf nach unten, ein toter Gefreiter. Im Bach liegt ein zweiter toter Landser.

Zerstörer brausen über uns hinweg. Nach und nach sickert so einiges durch. Irgend etwas ist geschehen, ein Dammbruch oder so – der Russe ist durch.

Von einer Stunde zur anderen ist plötzlich unsere Nachbardivision auf unserer Straße. Es geht von Gruppe zu Gruppe, von Zug zu Zug, von einer Kompanie zur anderen: Die sind schuld, haben nicht gehalten, sind getürmt. Und unsere rechte Flanke ist jetzt offen. Schweinerei!

Am Abend stößt der Russe nach. Pak- und MG-Feuer hackt in unsere Kolonne. Es wird gerannt, mächtig gerannt und geschrien.

Auf der nächsten Straßengabelung steht der General von der Nachbardivision. Der knöpft sich unseren Bataillonskommandeur vor, befiehlt ihm, ein Dorf im Süden zu nehmen und sichernd zu halten.

„Rammelzwerg“ weigert sich, sagt dem General glattweg: Die, welche die Suppe eingebrockt haben, sollen sie auch auslöffeln. Sein, Rammenzweigs, Bataillon sei ihm dafür zu schade. Für andere die Kastanien aus dem Feuer holen – nein!

Der General wird abwechselnd rot und blaß, macht kehrt, steigt in seinen Wagen und braust ab.

Man schleppt zwei Verwundete an:

Schrapnellkugeln, anständige Löcher im Oberschenkel. Ich verbinde sie, will sie auf das Fahrzeug setzen, damit sie schnell zurückkommen. Da tut der Fahrer von der anderen Feldpostnummer nicht mit, spurt erst, als ich ihm den Lauf meiner „08“-Pistole⁴²⁾ zwischen seine Rippen klemme.

Die Nacht bricht an. Überall lodern Brände. Und überall Leuchtspur, ein Netz aus wirren bunten Fäden – über uns, neben uns, am Horizont, überall! Im Dorf, das uns nur kurze Zeit zum Verschlaufen aufnimmt, sind wir unversehends wieder einmal die letzten. Die lieben Kameraden von der Versagerdivision sind, ohne uns zu verständigen, abgehauen. Hienzsch wird mit einem Spähtrupp losgeschickt. Der Feldwebel erzählt nachher, wie sie sich plötzlich mitten zwischen den Russen bewegten, mit Mühe, Not und einer großen Portion Glück herauskamen.

Wir sammeln auf der Höhe. Einzelne Gestalten huschen heran. Schüsse peitschen, einer bricht zusammen. Müssen schon ganz nahe sein, die Russen. Auf einmal rennt alles los. Die kleinen Panjeschlitten flitzen nur so davon. Der Jammernde liegt im Schnee. Ich eile zu ihm, schleife ihn zur Straße. Der vorletzte Schlitten nimmt ihn mit. Ich habe keinen Platz mehr, muß hinterherlaufen.

Herrenlose Pferde, Sättel, Zaumzeug, Planenwagen, LKW, Gerätekiten, Gasmasken, Kanister. Dies alles und vieles andere kennzeichnet die Rückzugstraße. Mehrmals hören wir das wilde, entnervende „Urräh“ der Russen. Es kommt von

Süden und Südosten. Wenn sie dort nicht halten, ist's mit uns aus.

Vor dem nächsten Dorf liegen die toten Sowjets der vergangenen Nacht. Im Dorf, zur Hälfte zerstört und abgebrannt, unsere gefallenen Landser. Die Dorfstraße ist mit weggeworfenem Zeug bedeckt. Wir sammeln unsere Toten, lassen russische Zivilisten Gräber ausheben. Kaum ist der erste Spatenstich getan, müssen wir weiter.

Am Westausgang ein verlassener Küchen-LKW. Wir räumen ihn aus. Wir wissen jetzt, was los ist. Liwny haben die Russen zurückerobert. Wir sind im Kessel. Aber Angst haben wir nicht. Das Aus-dem-Kessel-Herauskommen ist zu schaffen.

Pioniere sprengen Stellwerke und Weichen, unterbrechen die Strecke. Einen Sprengtrupp hält unser übereifriger Feldwebel Andrich für „Iwans“ und pfeffert mit dem sMG. Zum Glück geht's daneben. Der Pionierleutnant verpaßt Andrich eine dicke „Zigarre“.

Es geht rasch über die Bahn weg. Schwierigkeiten bereiten uns die Verwundeten. Alle können wir nicht mitbekommen, eine große Anzahl bleibt zurück.

Eine neue Nacht, sternenklar, bitterkalt.

Vor uns brummt schwere Artillerie, hinter uns zuckeln ein paar Zwozentimetergeschütze einer Flak-Einheit nach. Nicht lange, dann überholen sie uns; jeder hat es eilig.

Das Freßpaket vom Küchenwagen, in eine Zeltbahn eingeschlagen, trage ich unterm Arm. Stelle mich an den Weg, warte. Es müßten noch Panjeschlitten anrücken – müßten.

Aber es kommen keine mehr. Jetzt nur nicht den Anschluß verpassen! Das Paket ist verflüxt schwer, lange kann man es nicht schleppen. Ich haste der Ari nach, werfe das Zeug auf eine Protze und wanke nebenher.

Die Straße ist spiegelglatt. Hinter uns brennt der Ort. Hin und wieder schlägt ein schweres Kaliber hinter uns ein. Meine Kostbarkeit kann jeden Augenblick runterfallen; die Ari legt Tempo zu, wild schleudert die Protze hin und her. Ich halte und stütze mein Bündel, so gut ich kann. Jetzt nur nicht ausrutschen und unter die Räder kommen.

Es wird eine böse Nacht. Wo ist die Kompanie? Wieder einmal bin ich allein, hänge schwer nach und komme mir verloren vor.

Da ruft einer: „Richard!“ Der gute getreue Hartwin! Hat auf mich gewartet. Die Kompanie ist nach rechts abgebogen. Also dann ade sorgsam gehätscheltes Freßpaket, ade Kaffee, Schnaps, Konserven, Keks und Schoka-Kola⁴³⁾!

Den Weg, den die Kompanie eingeschlagen haben soll, finden wir nicht. Na, dann wieder an die Ari gehängt. Bei einem Halt treffen wir unsere Leute. Sind's wirklich alle?

Vier Kolonnen haben sich ineinander verkeilt. Sie zu entwirren bringt nicht mal der schärfste Bulle der Feldgendarmerie zustande. Wenn jetzt der Russe kommt, reißt alles aus – den Wirrwarr hier verteidigt keiner.

So langsam kommt der deformierte Wurm wieder in Bewegung. Das nächste Kaff ist gerammelt voll. War nicht anders zu erwarten.

Apathisches Dahinwanken; jeder

Gedanke ist ausgeschaltet, der Nullpunkt bald erreicht. Man wird gleichgültig, wackelt dahin, setzt einen Fuß automatisch vor den anderen, nimmt die Kälte nicht wahr. Daß meine Wangen erfroren sind, trifft mich nicht mehr; ist mir egal.

Nach etlichen Kilometern kommt einer auf die Idee, nach vorne zum Chef zu gehen. Der Chef ist nicht da. Melder hasten vor. Das Bataillon ist nicht da!

„Einhalten, stehenbleiben!“

Wir sind zwei Drittel der Sechsten, dazu die Bataillonsfunker und Melder. Wohin jetzt? Hienzsch, ansonsten zackig und beschlagen, ist hilflos wie ein Kind, läßt die Arme hängen.

Im Süden, gegen Südwesten und Westen sich fortsetzend, gehen der Reihe nach Leuchtkugeln hoch. Jede bedeutet: Hier sind wir. Aber wer?

„Dort müssen sie sein!“

„Nein, dort!“

Wir biegen genau nach Süden ab, stapfen querfeldein, schieben keuchend unsere Schlitten einen steilen Hang hoch. Auf der Höhe schießen wir weiß. Hier sind wir. Noch einmal, wiederholte Male.

Hier sind wir, hier! Einige rufen sogar. Die meisten sitzen teilnamlos im Schnee.

Nichts! Fünfzig dunkle Pünktchen im Schnee, hingestreut in die weiße Unendlichkeit.

Und reihum signalisieren sie: HIER SIND WIR! Man könnte heulen!

Denselben Weg zurück und der Kolonne nach! Das nächste Dorf liegt verlassen da; kein Posten, keine Menschenseele, nichts. Vorsichtig

öffnen wir die nächstbeste Katentür.

Da liegen sie in dichten Klumpen. Wir teilen uns, um einzeln Quartier zu suchen. Es ist aussichtslos. Wir sind nicht die einzigen, die herumirren, um eine warme Stube zum Unterkriechen für die Nacht zu suchen.

Schließlich kriechen Alfred und ich in einen Schuppen, vergraben uns im Stroh. Alfred besitzt eine Flasche Schnaps. Die trinken wir aus; um uns zu erwärmen, um zu vergessen ...

„Gute Nacht, Mensch“, lallt Alfred. Wir sind schwer blau. Nicht blau genug, um zu wissen, daß unsere Lage schwer beschissen ist. Jetzt sind wir Versprengte.

Am Morgen beugt sich eine Russin über uns, verkündet, die anderen seien weg, und wir könnten in die warme Stube kommen. Dabei haben wir nicht einmal eingefroren!

Um neun Uhr soll abgerückt werden, wir müssen wieder auf unsere Kompanie stoßen. Aber die anderen lassen uns nicht fort, behaupten, unser Haufen wäre zu klein, und obendrein lauerten überall die Russen. Müssen wir Pechvögel ausgerechnet in die Hände eines Bataillons der Nachbardivision geraten!

Die haben einen genialen Plan: Heute abend werden sie sich lösen, wir werden zuletzt gehen. Und zwar übernehmen wir den Abschnitt von zwei Kompanien, gehen mit einem Schützenschleier dreihundert Meter heraus und folgen nach einer dreiviertel Stunde dem Gros.

Fein haben sie sich das ausgetüftelt. Wir sind ja von den anderen, können dabei ruhig draufgehen, kein Hahn kräht danach. Hauptsache, die

eigene Truppe wird geschont und durch eine vernünftige Nachhut abgeschirmt. Hienzsch ist zu schwach, um sich zu wehren.

Keine Minute läßt uns der Adjutant aus den Augen. Ihm schwant etwas. Ahnt er, daß unsere sich sagen: Wartet nur, jetzt haben wir vielleicht Gelegenheit, es euch heimzuzahlen. Wie du mir, so ich dir!

Es kommt anders. Am Abend hat sich der Feind ganz schön herangearbeitet. Seine Leuchtspur umschwirrt uns. Zwei unserer MG sind ausgefallen. Alle hundert Meter liegt ein Mann. Keiner weiß, ob sein Nebenmann noch da ist, ob nicht neben ihm Russen liegen. Oben an der Kirche ist ein sMG, das viel Lärm macht.

Fünf Posten fehlen. Vor und suchen! Leises Rufen. Es ist plötzlich unheimlich still. Wir können nicht mehr warten. Fünf Mann, verdammt!

So, jetzt abhauen! Der Untergrund ist eisig. Wir rutschen mehr, als wir laufen. Eine schmale Mondsichel gibt spärliches Licht. Wer fällt, reißt gleich ein halbes Dutzend andere mit, haut sich die Waffe gegen den Leib, schlägt mit dem MG und den verdammt Munikästen lang hin. Dieses Dahinschlittern ist eine unsägliche Qual für die müden Füße.

Eine Schlucht tut sich auf. Wolken verbergen den Mond, Wasser rauscht. Über einen eingebrochenen LKW hinweg führt ein Bohlensteg. Schräg in den Bach rutscht ein Sanka. Ein schreckliches Jammern und Schreien hebt an. Ich rutsche auf den vereisten Bohlen aus und plumpse ins Wasser. In Sekundenschnelle umhüllt mich ein eiskalter Mantel. Der Atem stockt.

Jaeck zieht mich heraus. Ausgerechnet Jaeck, den ich nicht leiden kann. Am Gegenhang ducken sich einige Hütten. Nichts wie hin! Ich bin nicht der einzige Unglücksrabe. Sechs Mann hoch sitzen wir in der Bude und trocknen uns und unser Zeug.

Die Klamotten sind noch nicht ganz trocken, müssen wir husch, husch weiter.

„Das nächste Bad wartet schon“, witzelt einer. Tatsächlich müssen wir noch einmal über einen Bach. Wer Pech hat, fällt wieder rein. Ich habe Glück.

Wir torkeln von Ort zu Ort, rasten eng aneinandergepreßt, bewegungslos und geschwächt in Panjehütten. Manche verschlafen den Aufbruch, sind einfach nicht wach zu kriegen. Sie bleiben auch dann gleichgültig, wenn wir sie gewaltsam hochreißen und sie anbrüllen: „Wollt ihr, daß euch der ‚Iwan‘ schnappt? Ihr geht vor die Hunde, wenn ihr hierbleibt.“

„Na, wennschon! Geht nicht mehr, Kamerad, verstehste.“

Viele bleiben zurück. Ich bin bei denen, die sich sagen: Trotzdem! Fest entschlossen, mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, wanke ich weiter.

Wer von denen da ganz oben antwortet dies alles: Hunderte von Geschützen, die ihre Rohre hochrecken oder umgestürzt im Wasser und in den Balkas liegen? Die stehengelassenen Fla-Geschütze, die Pak-Protzen, die vielen, vielen Fahrzeuge und all das Material von drei Divisionen!

Die da oben spüren nichts von der Qual der Pferde, für die es kein Fut-

ter mehr gibt. Die so lange ziehen müssen, bis sie zusammenbrechen und liegenbleiben. Erschießen? Wir müssen Munition sparen, sind ja eingeschlossen, bekommen nichts mehr. Und wo ein Pferd zurückbleibt, fällt der Wagen aus.

Auf dem Wagen liegen Kameraden, wimmern und flehen: „Sani, du hast ’ne ‚Nullacht‘. ’nen Schuß – hier rein!“ Und weisen mit halberfrorenen Händen gegen die Schläfe. Sie sind ausgeblutet, frieren doppelt trotz Bergen von Decken, können kaum verbunden werden, weil es kein Verbandzeug mehr gibt.

Nach rückwärts durchschlagen, heißt die Parole. Wenn es noch geht. Alles Überflüssige haben wir fortgeworfen. Wozu taugt noch ein Spaten? In den beinhart gefrorenen Grund können wir nicht einen Zentimeter tief eindringen.

Wir haben nur noch die Waffen. Die sehen übel aus – Rost über Rost. Und wie sehen wir aus?

Ausgemergelte Gesichter mit müden Augen, glanzlos und dennoch wachsam. Wir tragen Lumpen um Hände, Füße und Kopf. Wir frieren zum Gotterbarmen, sind abgerissen, dreckig, verlaust und hungrig.

Daß das gesamte Korps eingeschlossen ist, wissen wir jetzt. Drei Divisionen marschieren auf zwei Straßen dicht aufgeschlossen ununterbrochen nach Westen, an der Spitze im überschlagenden Einsatz ein Regiment. Ein Bataillon greift nach vorn an, die beiden anderen nach links und rechts. So fressen wir uns durch den Feind. Das „Schlußlicht“ bildet ein Bataillon, dicht aufgerückt.

150 Kilometer müssen wir zurück. Waffen-SS-Verbände wirken uns entgegen – heißt es.

Mit Alfred mache ich mich selbstständig. Zu zweit kommt man leichter und schneller vorwärts. Wir tipeln die Kolonne entlang – keiner kann uns jetzt mehr dies und jenes befehlen.

Diese „fortschrittlichen“ Sowjetstraßen, schnurgerade angelegt, werden vielen zum Verhängnis. Geht es steile Abhänge hinunter, hängen rückwärts an den Geschützen an langen Seilen je fünfzig Mann. Man versucht, das Ding langsam herunterzulassen. Fast immer kommt das Geschütz ins Rutschen, reißt die Pferde um und wirbelt die Bremser hinten in einem wüsten Knäuel in die Schlucht. Unten liegt bereits ein beachtlicher Schrotthaufen. Fünfzig Schritte etwa vor der Talsohle rutsche ich aus und kollere als ein einziges Bündel Schmerzen gegen ein stehengelassenes B-Krad. Alfred hilft mir wieder auf die Beine.

Wir erobern uns im übernächsten Ort ein Plätzchen in einer Panzhütte. Geschlafen wird umgeschnallt, mit allen Sachen am Koppel. Was nicht festgemacht ist, wird geklaut.

Wir brechen zeitig auf, gelangen bald an die Kolonnenspitze. Hinter einem Reiterzug bewegt sich ein Vierergespann, das den piekfeinen geschlossenen großen „Horch“ des Generals zieht. Im Fahrzeug sitzt verummumt der General.

Keiner spricht. Vollkommen lautlos gleitet das seltsame Gefährt an uns vorüber.

Im Morgengrauen verliere ich Alfred. Auf einmal ist er fort. Ihn su-

chen? Du lieber Gott, ich bring's nicht fertig, es erscheint mir auch sinnlos.

Ich taumle in eine Kate, bitte den einzig Wachen, in einer Ecke sitzenbleiben zu dürfen. Er legt den Finger an den Mund. Auf einer Bank schläft ein Hauptmann. Als ich mich eine Minute später auf leisen Sohlen in eine Ecke verkrümle, geht die Tür auf. Herein kommt der General mit drei Obersten und einigen Generalstabsoffizieren: Einer der „Buntspechte“ blickt uns Landser mißbilligend an, wagt es aber nicht, uns hinauszuerwerfen.

Der General hält eine Lagebesprechung ab. Ich bin hellwach und ganz Ohr.

Sie wissen nicht viel. Nur, daß wir ohne Feindberührung anscheinend durch sind. Wo wir uns jetzt befinden, sei ein Knoten, von dem aus sich die Divisionen nach Norden und Süden ins Tal verteilen und halten sollen; halten nach Osten. Im Westen ist noch keine Verbindung mit den Ersatztruppen der Waffen-SS hergestellt. Bei dieser Besprechung erfahre ich, wo sich die Masse meines Regiments derzeit bewegt.

Ich will mit dem Bataillon, das kurz nach Beendigung der Lagebesprechung aufbricht, mit. Es ist höchste Zeit, zum Haufen zu gelangen.

Das „Einsatzbataillon zbV⁴⁴⁾“ stellt ein Konglomerat aller möglichen Waffengattungen dar. Panzerjäger zu Fuß bilden den Kern der Truppe. Ob dieser Kern hart ist, wird sich erweisen; mir scheint das nicht so zu sein. Sie fluchen und schimpfen. Ihre Pak-Protzen liegen irgend-

wo da hinten. Ja, ja, meine guten Freunde, das ist jetzt was anderes, als an einer verschwitzten und verstaubten Infanteriekompanie vorbeizufahren und den armen Tipplern hoheitsvoll überlegen zuzulächeln!

Am Hang natürlich wieder eine große Stauung. Da heult es heran, fegt über uns hinweg, schlägt weiter rückwärts ein.

Verdammt, keine Deckung! Wir liegen Scheibe. Die zweite Lage. Zu kurz. Wie schnell wir aufspringen und laufen können! Ist gar nicht so schlimm mit der Müdigkeit, es bedarf nur des richtigen Treibers. Und der treibt, unbarmherzig.

Von weit her schreien welche: „Alarm!“ Eine wilde Schießerei setzt ein. Müssen LKW mit aufgesessenen Rotarmisten oder Panzer sein.

Weg hier, nichts wie weg! Die Lungen keuchen. Weiterjagen, nichts wie weiter!

Der Weg nach Norden ist verrammelt. Bei einem Kompanietrupp bleibe ich erschöpft liegen, frage nicht, wer sie sind, zu welcher Division oder zu welchem Regiment sie gehören. Sie rütteln mich wach, packen hastig und stürmen hinaus.

Eine Viertelstunde später sind wir an einer Brücke. Mein Gott, welch ein Knäuel, welch ein Gedränge! In wirren Haufen wälzen sie sich drüber, ich mit. Drüben, hangaufwärts, wird es ein Rennen auf Leben und Tod. Auf kurze Entfernung bestreichen uns „Maxims“ und MPi. Durchgehende Pferde, umgekippte Wagen und Schlitten. Oben haut ein Volltreffer in eine Feldküche, von einem Gerätewagen segelt, wie von Geisterhand hochgezerrt, plötzlich die

Plane weg, kurz darauf landet wenige Schritte neben mir eine dampfende Kühlerhälfte.

Laufen, laufen, nicht nach rechts und nicht nach links schauen! Über die Höhe weg singt der Tod. Er verfolgt uns, heftet sich an unsere Fersen, jagt uns die nächste Balka hoch.

Einer ruft „Sani!“, winkt, läuft aber weiter. Der Tod jagt ihn, mich auch. Da hole ich den Winkenden ein. Er zeigt stumm auf die Brust. Ich biete ihm den Nacken und stütze ihn um die Hüfte. Es geht. Wir müssen schnell den Hang queren, hinter die nächste Höhe gelangen.

Endlich! Ich verbinde den Brustschuß mit einem Verbandpäckchen. Nicht stehenbleiben! Andere, die ich anschreie, haken den Verwundeten unter und stolpern mit ihm weiter.

Drei Stunden später bin ich wieder mutterseelenallein auf dem Marsch nach Nordwesten. Hier in dieser Gegend muß ich auf eine Einheit meiner Division stoßen.

In einem Ari-Gefechtsstand bellt mich ein Leutnant an, hier sei keine Frontleitstelle.

Ich bin fertig, wanke gegen den Türpfosten. Packt mich der Leutnant an der Schulter. „Mann, machen Sie nicht schlapp – ich versteh’s ja. Pennten Sie mal. Drei Katen weiter ist kein Mensch drin, los!“

Ich klopfe bei der dritten Kate. Eine Frau öffnet. Ich bitte um Brot. Sie erwidert höhnisch: „Partisani zabrali.“

Sieh an, denke ich, wie sich die Zeiten wandeln. Zuerst „Germanski zabrali“ und jetzt: „Partisani zabrali.“ Ob welche da waren?

Ja, gestern!

Egal! Erst einmal schlafen. Mit der Pistole in der Hand. Nach einer Stunde klopft es. Die „Nullacht“ entschleunern und zur Tür.

„Steck dös Schießseisen weg, Spezi. Und wenn d’ nach’m Kennwort fragst, dös wiss’ma guat: Sch...“

Es sind ihrer zwei – von der „Versagerdivision“. Keine üblen Burschen, liegen richtig, kennen sich aus. Schön, jetzt sind wir zu dritt. Mir paßt es.

Am Morgen rollen LKW zurück. Ich schlage vor, abzuhausen. Die beiden meinen: Erst mal richtig futtern. Ist nicht von der Hand zu weisen. Mürrisch setzt die Russin Kartoffeln auf. Ich bin unruhig, gehe raus und peile mal die Lage.

Ja, man sei dabei, eine neue Feuerstellung zu beziehen, hinten käme Pak nach. Also ist es noch Zeit.

Die Kartoffeln sind beinahe gar, da kracht es draußen. Der kleine Wiener stürzt aus der Kate, flitzt wieder herein, schnappt sein Gepäck und schreit: „Teifi, grad renna derf ma!“ und ist schon wieder draußen.

Wir hinterher. Rennen, hinlegen, rennen und wieder hinlegen. Und dann wieder auf. Oben bei der Kirche stehen die Russen und schießen auf uns drei mit der Pak. Das muß ihnen ein höllisches Vergnügen bereiten. In Gedanken verfolge ich, wie sich die roten Kanoniere gegenseitig anfeuern.

Die beiden schlagen einen anderen Weg ein, wollen zu ihrem Haufen. „Servus!“ ruft der kleine Wiener.

Zweihundert Meter vor mir steht ein LKW. SS-Männer springen aus dem Fahrerhaus, als sie mich sehen.

„Bin versprengt, Untersturmfüh-

rer⁴⁵⁾. Da hinten kommt Russen-Pak. Bitte mitnehmen.“

Zwei kräftige Arme heben mich auf die Ladefläche. Der Fahrer gibt Gas.

Gerettet!

Unser General ist tot. Erschreckt uns die Nachricht? Nein.

Erschüttert sie uns? Ja und nein. Sie läßt uns nur aufhorchen. Wir bleiben stumm, sehen einander an. Bis einer fragt, wo es geschehen sei und wie.

Im Divisionsgefechtsstand! Einer, der dabei war, als sie unseren General auf dem Soldatenfriedhof Orel der Erde übergaben, hat es mir später so erzählt:

„Es war in den kältesten Tagen in Orel. Ich hatte von meinen Russen mit vieler Mühe fünfzehn Löcher für unsere Toten ausheben lassen. Da kamen ein Oberleutnant und ein Major und fragten, ob ich ihnen ein Loch abtreten würde. Das wollt’ ich nicht. Sie sagten, es wäre für ihren General. Ich gab nicht nach, sagte: ‚Landser oder General gilt mir gleich.‘

Da haben sie neben meiner Reihe selbst gesprengt. Mit einer geballten Ladung⁴⁶⁾. Junge, das war ein Knall! Ringsum hat’s alle Fensterscheiben rausgerissen. Prompt kamen welche von der Ortskommandantur gelaufen, fragten, wer hier verantwortlich wäre und so. Sie hätten dem Oberleutnant bestimmt Schwierigkeiten gemacht, wenn da nicht ein Oberst hinzugekommen wäre. Dann ging alles gleich glatt.

Nach ’ner Weile brachten sie ihn. So, wie er sich im Kübelwagen erschossen hat. War ’n kleiner Mann.

Ging alles sehr schnell. Eine Kompanie war angetreten. Sie legten ihn in die Erde, und der Oberst sprach 'n paar Sätze. Aber geschossen haben sie nicht.

Ich war erschrocken, wie die alle aussahen; auch die Offiziere. Abgerissen, zerrissen – richtig verkommen und verwahrlost. Lumpen hatten sie um die Füße gewickelt und Tücher um den Kopf. Halb erfroren, halb verhungert. Warum er sich erschossen hat, habe ich einen von der Ehrenkompanie gefragt. Ja, was Genaueres hat keiner gewußt. Soll sich schlecht mit dem Kommandierenden verstanden haben.“

Weihnachten 1941.

Die Kompanie steht im offenen Viereck um die Tür unseres Quartiers. In die Tür stellen wir einen kleinen Baum mit Kerzen. Wir sind weit gelaufen um diesen Baum, fast der ganze Tag ging drauf.

Er steht in der Tür, damit der scharfe, kalte Wind die Lichter nicht auslöscht. Von der Front rollt pausenlos das Artilleriefeuer. Unser drittes Bataillon liegt vorn, und wir wissen, daß es schwere Ausfälle hat. Das Dorf, an das es sich gestern klammerte, steht nicht mehr, ist dem Erdboden gleichgemacht, zerschossen, abgebrannt.

Der Chef spricht. Er ist kein guter Redner, aber er meint es gut. Wir sind ihm für seine wenigen unbeholfenen Worte dankbar.

Es wird weggetreten. Die Feldpost hat uns Riesenmengen angeliefert, die Post ab 23. September! Ich sitze in einem Berg von Päckchen; Mutti

hat jeden Tag eines abgeschickt. So viel Liebe und so viel Gutes mit einem Schlag. Ich werde alles verschenken, denn zum Transport bräuchte ich einen Panjeschlitten. Morgen geht's wieder vor. Das dritte Bataillon will auch Weihnachten feiern.

Nach langer Zeit ist die Kompanie wieder vereint, wenn auch nur für wenige Stunden. Von den schweren Tagen des Rückzuges wird nicht gesprochen. Hauptsache, wir sind durchgekommen!

Nein, wir kommen nicht zur Ruhe, müssen weiter zurück. Niemandesland wird geschaffen, dreißig Kilometer tief.

Am Abend wird das dritte Bataillon an uns vorbei nach rückwärts ziehen. Wir halten bis morgen Abend und gehen dann wieder hinter das dritte Bataillon, überschlagend.

Die Russen tasten vor. Wir sehen ihre Trupps drüben aus dem Dorf über das Gelände kommen. Unsere Werfer feuern. Es sind ihrer viele, sehr viele. Sie arbeiten sich durch die Schluchten heran.

„Um 18.15 Uhr wird gelöst“, lautet der Befehl. Ja, lautet er – auf dem Papier.

Es ist dunkel geworden. Wir machen uns fertig. Ich versuche, die Kompanie aus dem Hof zu bringen. Da brennt es drei Häuser weiter. Meldung an den Chef. Wer hat Mist verzapft?

Natürlich Willi Gohl. Leuchtspur aus Maxim-MG zischt über uns weg, Geschosse klatschen gegen die Katenmauern, fressen sich wie bunte Punkte in die schneebedeckten Dächer.

Die Panik nimmt bei der Fünften ihren Anfang. Die hält sich nicht an die Zeit, läuft. Bei uns strebt zuerst der dritte Zug am linken Flügel zurück, läßt sein SMG stehen.

Als wir mit dem Chef den Hof verlassen, ist das Unglück fertig. Die Russen sind nachgestoßen und mit „Urräh!“ ins Dorf eingedrungen. Alles läuft. Die Kuh, durch den Krach und die hochschlagenden Flammen wild geworden, rast mit tollen Sprüngen durch die Gegend, zerrt mich am Strick mit. Ich muß loslassen.

Wir huschen zur Kirche, schießen mit der Pistole auf heranspringende Gestalten. Ehe wir uns versehen, sind wir mitten unter den Russen, entkommen in Zickzacksprüngen einer Formation, die gegen den Westausgang jagt.

Der Chef ruft: „Bei der Kirche sammeln!“ Dort angelangt, müssen wir auf die SMG-Gruppe warten. Die schießt im tiefer gelegenen Ortsteil herum. Da rücken sie an – endlich! Über einem Pferd liegt eine jammernde Gestalt. Ich kann jetzt nicht verbinden. Weiter! Der dritte Zug, der als Nachhut sichern soll, ist beinahe vor der Kompanie.

Der Jammernde ist Honel. Wir heben ihn vom Pferd und legen ihn auf einen Schlitten. Während ich im Dunkel auf unserem Schlitten herumtappe und einen Verband suche, hört das Stöhnen auf. Honel ist tot.

Das Dorf und sein Feuerschein bleiben hinter uns. Der ganze Himmel ist rot. So weit man sehen kann, brennt die Front.

Ich muß mich am Weg niederhocken. Das ist jedesmal ein Problem.

Runter bekommt man die Hose, aber ohne fremde Hilfe nie wieder hinauf. Da stehen sie dann mit steifen Fingern: „Bitte, Kamerad, knöpf mir mal die Hose rauf!“

Die „Dreieckstellung“ als eine Art Auffangstellung wird bezogen. Alarmbereit, hungrig und gottsjämmerlich anzusehen, hocken wir in überbelegten Hütten.

„Mit Decken antreten, rasch!“

Wir quälen uns einen Hang hinauf. Oben krepieren Werfergranaten. Wir schauen gar nicht mehr hin, so abgestumpft sind wir. Über die Höhe weg in einen Talgrund.

„Stellung!“

Hier? Kein Haus weit und breit. Nur Schnee. Und Sterne, groß und flimmernd. Und minus 45 Grad. Erfrieren wir uns halt noch das bißchen, was an uns noch heil ist; kommt ja nicht mehr darauf an.

Die Wärme des Marsches weicht. Es wird getrampelt und mit den Händen geschlagen. Es hilft nichts, die Kälte frißt sich erbarmungslos in uns hinein. Der Chef schickt jeweils einen Zug marschierend durchs Gelände. So halten wir die Nacht durch. Acht Mann muß ich trotzdem mit erfrorenen Füßen wegschicken.

Nur so weiter! Einmal muß es so oder so zu Ende gehen. Wenn der letzte erfroren ist, könnt ihr wenigstens keinen mehr vorschicken. Zurück ins Quartier. Weitab knallt es dumpf. Scheinbar versucht es der Russe woanders.

Schlecht und recht richten wir es uns in der „Dreieckstellung“ ein. Hoffentlich drücken die Russen nicht gewaltsam nach; wer weiß, ob wir sie aufhalten könnten.

Man kürzt unsere Brotration auf täglich 150 Gramm. Davon wird keiner satt, und ein Soldat, der hungert, taugt nicht mehr viel. Ob ihnen das oben einleuchtet? Täglich fertige ich drei, vier, fünf und manchmal mehr zum Feldlazarett ab: Grippe, Fieber, Durchfall, Hautausschläge. Meine Beine sind kaputt, voll mit Läusegeschwüren.

Keiner verläßt gerne seinen „Hau-fen“. Er ist ihm Heimat, hier weiß er sich geborgen. Parolen, Parolen: Morgen werden wir abgelöst. Zum Diskutieren sind wir zu schwach; auch die geistige Spannkraft läßt nach.

Feldweibel Fehrenbacher, drei andere und ich gehen Pferde stehlen. Latschen stundenlang durchs Gelände. Werden schwächer und immer mißmutiger.

„Gibt sowieso kein Futter für die Gäule“, sagt einer.

Da sehen wir an einer Bachkrümmung am Ufer Pferde. Vier Pferde! Eingeknickt, leblos, starr. Wollten saufen und sind dabei festgefroren.

Neujahr verbringen wir trübe. Ich döse hinüber. In Orel, erzählen welche, sollen sie ein Monsterfeuerwerk mit allen Schikanen veranstalten und Feste gefeiert haben – mit Sekt, Cognac, Mädchen und so ... Es klingt wie eine Mär, ist nicht zu glauben. Wir sind so wenig, daß die Männer in der an und für sich schwach besetzten Stellung zwölf Stunden am Tag wachen. Auch von uns Sanitätern hält immer einer Wache und friert sich die Beine in den Leib.

So vegetieren wir dahin ...

Weder Verblüffung noch Staunen

oder sonst etwas, als wir abgelöst werden. Wie in Trance tritt die Kompanie dahin. Meine kaputten Füße machen mir schwer zu schafften. Die Strecke bis zum Hauptverbandplatz zieht sich mächtig. Sie legen mir dort neue Verbände an, und ich kann mich ein wenig aufwärmen.

Ein LKW nimmt mich mit und setzt mich direkt neben meiner Kompanie ab. Mit den frischen Verbänden vermag ich wieder einigermaßen zu marschieren.

Heftiger Schneefall setzt ein. Schaulferkolonnen mühen sich unermüdlich ab. Diese Kommandos rekrutieren sich in der Mehrzahl aus russischen Frauen. Sie schaufeln ununterbrochen; nur so kann die Straße freigehalten werden.

Das tief verschneite Orel ist für uns eine fremde Welt. Die Stadt lebt ihr Eigenleben. Die Front ist weit und hat nichts mit ihr zu tun. Wir als herabgekommene und verlauste Fronttruppe können natürlich keinen Anspruch auf gute Quartiere erheben. In diesen sitzen andere: geschniegelte Zahlmeister, deren Ordnonanzen mit Schirmmützen, gebügelten Hosen und Aktentaschen unterm Arm hin und her pendeln. Man steckt uns weit in die Vorstadt hinaus.

Im Quartier girrt ein geschminktes Frauchen umher. Wo ihr Mann ist, weiß sie nicht. Wenn sie nicht lacht, weint sie. Ihr Kind verkommt.

Abends holt sie die Balalaika aus dem Kasten, spielt und singt uns vor. Es ist das erste Lied, das wir in Rußland hören, eine schwermütige Melodie. Das Lied gefällt uns. Und weil's

uns gefällt, singt es das Russenfrauen ununterbrochen.

Sie singt nichts anderes, nur dieses Lied. Bis einem von uns der Kragen platzt, er „aufhören, aufhören!“ brüllt, das Instrument schnappt und in den Schnee neben der Hoftür steckt. Da heult das Frauchen. Sie muß uns für Barbaren halten.

Wir sollen wieder aus der Stadt heraus. Es gibt kein Futter für die Pferde. Unser Gaul steht im Flur, schnaubt und scharrt, wenn einer vorbeigeht.

Wir haben nichts. Das bißchen Brot brauchen wir selbst.

Am vierten Tag nach der Entlausung rücken wir ab. Meine vom Entlausungsbad frisch aufgeweichten Beinwunden schmerzen schrecklich. Ich kann aufsitzen, halte es aber in der schneidenden Kälte auf dem Wagen nicht lange aus. Der Chef überläßt mir ein paar Filzstiefel. In diesen geht es einigermaßen; schlecht und recht humple ich hinter dem Kompanietrupp her.

Fünfundvierzig Kilometer – ich halte durch. Das Dorf heißt Stary-Mjosakij. Unser Bataillon wird aufgelöst. Wir von der Sechsten werden auf das dritte Bataillon aufgeteilt. Die Division besteht aus zwei Regimentern, die allerdings wieder voll sind.

Voll! Wenn eine Kompanie fünfzig Mann Grabenstärke meldet, wird der Chef gefragt, wie er das mache; wahrscheinlich habe er sich mit seinen Leuten zu sehr geschont. Durchschnittlich sind es 30 bis 40 Mann. Und viel ist mit diesen wirklich nicht anzufangen.

Zustandsberichte werden angefor-

dert und geschrieben. Der Chef ver-gißt nichts, verschweigt nichts, setzt mit „... ist die Kompanie unter den gegebenen Umständen als nicht ein-satzfähig zu betrachten“ einen Schlußpunkt. Ob die da „oben“ ein Einsehen haben?

Der neue Divisionskommandeur tut allen kund: Die Zeit des Jam-merns und Wehklagens ist vorbei! Kopf hoch und optimistisch in die Zukunft geblickt!

Schön und gut. Tut er das seine, um den schwachen Hoffnungsfunken in jedem nicht ganz erlöschen zu las-sen?

Ein Skibataillon wird aufgestellt, die Truppe auf Winterbeweglichkeit umgerüstet. Gesundheitsdurchsicht, Kleidertausch, Schneehemden und Filzstiefelempfang. Wo bleiben war-me Unterwäsche, Wintermantel, Pelzweste und so weiter? Mutti schickt mir einen wunderschönen schmiedeeisernen Leuchter für das „Winterquartier“. O Gott, wenn die zu Hause wüßten ...

Ich liege meistens krank wie der Chef, beteilige mich an keiner „Um-rüstungsaktion“, bin viel zu schwach dazu; halte meine Sanitätssachen in Schuß, führe das Krankenbuch und hoffe, bald wieder auf die Beine und zu Kräften zu kommen. Es gibt wie-der normale Brotration und geregel-tes Essen. „Extrawürste“ werden keine gebraten, die „mazla“ (But-ter)- und „jeiki“ (Eier)-Zeiten gehö-ren der Vergangenheit an.

Daß man mich rückwirkend vom 1. Januar zum Sanitäts-Unteroffi-zier gemacht hat, hilft mir nicht wei-ter. Was besagt schon ein Dienst-grad?

Wesniny, Februar 1942.

Mit ganz „schweren Koffern“ haben sie heute die Kirche zusammengeschossen. Der Bataillonsstab hat schwer was abbekommen. Ein Ordonnanzoffizier ist gefallen, etliche Männer sind verwundet.

Der Fähnrich Kracke, der bei uns seine obligatorische Frontbewährung ableistete, ist auch gefallen. Bauchschuß. Er soll sich ungemein beherrscht haben. Hat nur ganz leise nach der Pistole verlangt. Ich will ihn abends vom Verbandplatz holen.

Mit Hofer, einem Neuen, zuckte ich los. Von der östlichen Zufahrt her dürfen wir wegen Feindeinsicht nicht mehr hinein in das Dorf. Die Russen schießen auf jeden kleinen Lichtschein. So steigen wir an einer anderen Stelle über Pferdekadaver hinweg und suchen uns einen Weg. Gebückt tasten wir uns vor. Die Richtung ist bekannt.

So, da wären wir endlich. Man braucht keine drei Schritte in das Gebäude zu tun, um nicht sofort zu wissen, daß hier Hochbetrieb herrscht. Ein fast aussichtsloser Kampf wird in diesem Raum gegen

den Tod ausgefochten. Die Balken an der Ostseite sind von Splittern zerfetzt, hin und wieder kracht ein Einschlag in der Nähe.

Von keinem beachtet, treten wir ein. Als ersten sehe ich den „Assi“, wie er einem Neuzugang die Hand hochhält und „na, na, was haben wir denn da?“ sagt.

Die Finger der Hand fehlen – alle. Das scheint der Mann erst jetzt zu merken. Stöhnen, Schreien, Blut.

Ich frage nach Kracke.

„Draußen im Hof liegen sie“, informiert mich der Feldwebel, „such dir deinen raus.“

Ich schicke Hofer weg und suche selbst draußen im Finsternen. Sehen kann ich nichts, nur Abschüsse und Einschläge verspritzen gespenstisches Licht. Ich weiß, daß Kracke einen Pelzkragen trug. So hebe ich jeden in der langen Reihe der Toten hoch und taste nach dem Kragen. Hoffentlich hat den Kragen keiner abgemacht. Hier, ja, das muß er sein. Da geht es urplötzlich los. Man hört die Abschüsse der „Stalinorgel“⁴⁷⁾. Zuerst suche ich neben und zwischen den Toten Deckung. Dann stürze ich

Kriegsgeschichtliche Werke schildern den Verlauf großer Schlachten und Operationen aus der Sicht der Generalstäbe. *DER LANDSER* jedoch vermittelt Details aus der Sicht des Frontsoldaten; er gibt einen Einblick in die endlose Skala der Schrecken und menschlichen Tragödien, die jeder Krieg mit sich bringt. Dadurch formt sich seine stumme Anklage gegen Gewalt schlechthin.

ins Haus, mache kehrt, werfe mich zu den toten Pferden, robbe, stürze und krieche über die Kadaver hinweg, suche ein Loch, in das ich mich verkriechen kann. Ich finde natürlich keines, klemme mich hinter einen mächtigen Pferdeschädel, der starr hochragt.

Als die „Stalinorgel“ verrauscht ist, setzt ein Artilleriefeuer ein, wie es bisher noch keiner erlebt hat. Hinter dem Schädel aufkniend, vernehme ich ein einziges Donnern, urweltliche Schläge, hundertmal stärker als die wilde Brandung eines Meeres.

Hinein ins Gebäude! Nein, es hat keinen Zweck mehr, Deckung zu suchen. Neben mir drückt sich einer in die Ecke, zittert am ganzen Körper. Die Tür ist offen. Wir starren in die Hölle. Die Kate bebt, Verwundete stöhnen und schreien, Sanitäter kriechen auf allen vieren umher. Da sind welche, die wollen weg, müssen gewaltsam zurückgehalten werden.

Eine halbe Stunde trommeln sie. Und kein Treffer ins Haus! Das geht über meinen Verstand; ich begreife vieles nicht mehr, begreife überhaupt nichts mehr. Meine Gedanken purzeln durcheinander, kann sie nur mühsam ordnen. Sie kommen von weit her zurück, als ich mir sage: So, jetzt rückt ihre Infanterie an und überrennt unseren Haufen.

Aber nichts kommt!

Die Minuten verrinnen!

Nichts!

Stimmen hinter mir, zaghaft, verhalten. „Bei Verdun war’s auch nicht schlimmer“, sagt einer mit tiefer Stimme; muß wohl ein alter Reserveoffizier sein.

Die Toten im Hof liegen wirr um-

her; ich kann nichts ausrichten. Kracke muß zurückbleiben. Wer weiß, ob ich seinen ganzen Körper noch vorfinde.

Weg hier, weg! Ich renne durch die Schlucht. Die ist wie umgewühlt, kein Schnee mehr, nur Dreck, Löcher und harte Klumpen. Vor mir eine reglose Gestalt. Hofer, geht es mir durch den Kopf. Aber ich will ihn nicht aufheben, jetzt nicht!

Nur raus hier, weg und in den schützenden Bunker! Die Tränen laufen mir über die Wangen vor Wut. Zweihundertfünfzig Mann haben wir in drei Tagen verloren! Heinz, Hartwin, Alfred, Hienzsch, Werner, Paul, der „Spion“, Egon Koller, Benedikt, Dinstel, der kleine Meier, der Chef verwundet ...

Eine Division verliert in drei Tagen zweihundertundfünfzig Mann! Und es geht weiter! Oh, dieser verdammte Winterkrieg, dieses elende Rußland!

Hofer sitzt müde in unserer Bude, hat dunkle Ränder um die Augen und greift mit seinen nikotinfarbenen Fingern wohl nach der zehnten Zigarette.

Also liegt ein anderer unten. Wer? Wahrscheinlich einer von den neuen Meldern. Später will ich ihn holen, jetzt will ich in den Bunker und schlafen. Auf der Höhe schießen sie rot; unser Sperrfeuer orgelt hinüber.

Die Russen versuchen es abermals. Gnade uns, wenn sie durchbrechen!

Sie kommen nicht durch. Es wird gehalten. Ein Wunder, ein großes Wunder. Am Morgen knallen Panzer, hart und scharf. Beim Postenwechsel

hört man es deutlich: Es dringt vom „Toten Mann“ herüber.

Stolpert einer herein und schreit: „Volltreffer ins Haus!“

Ich fahre hoch, packe meine Beiritschaftstasche und wetze los. Schreckensbleich stolpert mir Dornen entgegen, von oben bis unten mit Dreck bedeckt. Sieht schlimm aus, aber alle sind heil. Bis auf einen. Dessen Haut ist über und über mit grünen und blauen Flecken gemustert.

„Hast Glück gehabt“, sage ich zu ihm, „das gibt sich wieder.“

Ich sehe mich um. Schlug doch die Granate glattweg in den Ofen!

Wir eilen in den Bunker zurück, kommentieren das Geschehnis. Da gibt es einen furchtbaren Schlag. Die Kerze verlöscht, und der Luftdruck haut uns gewaltig durcheinander.

Haut ein zweiter Schlag!

Bomben!

Nach der „Schrecksekunden-Zeitspanne“ kriechen wir hoch. Die Trichter liegen sechs Schritte vom Bunker entfernt.

Der Russe greift abermals an. Die HKL ist ein einziger Feuerbrand. Zigtausende von Leuchtspurgeschossen säbeln durch das Grau der weichen Nacht.

Als es heller wird, liegt dichter Ekrasitdunst über dem Grund. Schreit da ein hypernervöser Feldwebel: „Gaaas!“

Wer eine Maske hat, zieht sie über. Wer keine bei sich trägt – und das sind die sturen „Alten“ –, hält sich die Nase zu.

Auf einem Schlitten bringen sie wieder welche von uns. Sie sind vollkommen zerrissen.

Heute gegen Abend sollen wir abgelöst werden. Ich mache mich zu dem Toten in der Schlucht auf, will ihm sein Soldbuch abnehmen. Das Buch ist weg. Ich frage herum. Einer sagt, es sei Schneider, der seit gestern vermißt sei.

„Und sein Soldbuch?“ forsche ich. Niemand weiß etwas davon. Nun, ich habe die Erkennungsmarke – es wird sich ja herausstellen, wer es ist.

Wir müssen unserem Gaul den Gnadenschuß geben. Er hat einen Splitter im Oberschenkel. Wer setzt dem armen Tier die „Nullacht“ an die Stirn? Keiner will so recht, sie blicken zu Boden und treten von einem Fuß auf den anderen.

Schließlich meldet sich Bruno. Er führt das Pferd in die Schlucht. Bruno Wetsch, ein „alter“ Obergefreiter, kehrt lange nicht zurück. Als er dann nach etwa zwei Stunden aufkreuzt, verschlägt es uns den Atem: Bringt Wetsch ein herrenloses Zweiergespann von der schweren Ari angeschleppt. Unbestritten ist er der Held des Tages.

Der Beschuß läßt nach. Sie holen Atem. Dichtes Schneetreiben setzt ein. Das Tauwetter der letzten Tage ist vorbei.

Um zwanzig Uhr ziehen wir mit unserem kleinen Troß los. Hinten beim „Spieß“ müssen wir warten, denn die Ablösung ist noch nicht da. Das geht unserem neuen Chef, Leutnant Schmidt, gegen den Strich. Er pfeift jeden, der ihm in den Weg kommt, an. Mich auch. Wir lassen ihn austoben, feixen hinterher.

Wir ziehen in Kzyn unter, werden mit Sicherungsaufgaben betraut. Dicht zusammengedrängt hausen

wir in einer windigen Hütte. Tage-lang hält das Schneetreiben an, wächst sich Stunden hindurch zu einem Sturm aus. Der kaputte Ofen qualmt mehr, als er Wärme gibt. Wir sind vollkommen verlaust.

Meine seelische Verfassung sinkt tief unter den Nullpunkt. Mit einem-mal ist mir alles gleich. Ich will nur noch weg, weg von der Front, weg vom Krieg. Will keinen „Assi“ mit einer blutverschmierten Gummischürze mehr sehen, will nach keinem Verbandpäckchen mehr greifen. Möchte am liebsten das Krankenbuch in Fetzen reißen, die Fetzen in den Ofen stopfen und jedem ins Gesicht schreien:

„Schluß, ich kann nicht mehr, Schluß jetzt – macht mit mir, was ihr wollt!“

Alles habe ich schrecklich satt. Ich will aber auch nicht sterben, will kein Held mehr sein.

Drüben in Wesniny knallen sie wieder. Der Russe ist mit Panzern durch. Die Kolosse werden abgeschossen, die aufgesessene Infanterie aufgerieben.

Wir ziehen in den Raum von Dudorowskij um, von dort nach Dudorowo und wieder zurück nach Dudorowskij. Das reinste Karussell. Als wir glauben, seßhaft geworden zu sein, holt man uns in eine neu gebaute Bunkerstellung zwischen Dudorowskij und Wesniny. Man weist mir den Bunker DORA zu; ein Sanitätsdienstgrad soll immer draußen sein.

Es ist immer noch kalt. Der Bunkerofen speit nur bei scharfem Wind ein paar Qualmwölkchen aus. Es ist fein, über der heißen Platte die Hände zu reiben, eine Scheibe Brot

zu rösten und heißen Kaffee zu trinken.

Der Feldfernsprecher schlägt an.

Ich melde mich: „Bunker DORA, Unteroffizier Zasche.“

„Sofort fertigmachen. Sie fahren heim – Studienurlaub.“

Die Sonne scheint. Ein kalter Wind fegt über das Land. An manchen Stellen bilden sich bereits Pfützen. Es ist ein heller Vorfrühlingstag.

Den Kopfschützer habe ich abgestreift und in die Manteltasche gesteckt, gehe mit weit ausholenden Schritten gegen den Wind an.

Es geht heim, es geht heim!

Du meine Güte, was für Laufereien. Auch so 'ne Art Karussell. Nach zwei Tagen – es ist der 28. März 1942 – händigt man mir endlich den Marschbefehl aus. Der ist sogar vom General gegengezeichnet.

Mit ein paar anderen schwinde ich mich auf einen LKW. Wie verrückt rast der Fahrer durch den berühmten Karatschewer Partisanenwald. Uns schmeißt es hinten auf der Pritsche ständig die Batterien, die der Kerl geladen hat, auf die Pfoten. Beim Absitzen bin ich krumm und kaputt, der Schädel brummt.

Auf zum Bahnhof, rein in den Kurierzug. Wollen mich so 'n paar geschniegelte Etappenbrüder, die noch nie eine „Ratschbum“ gehört haben und eine Pak-Protze für 'nen Panzer halten, richtig aus dem Abteil ekeln. Beäugen mein Sturmgepäck und den Karabiner; mehr habe ich nicht. Beäugen mich verdreckten, heruntergekommenen Landser.

Ich ziehe meine verkrummelte

Feldbluse aus, die durchlöchernte, fadenscheinige Wollweste ebenfalls, streife die Hosenträger ab und beginne mich zu lausen.

Da hauen sie ab.

Steckt einer von der Zugstreife kurz darauf die Nase zu mir rein.

„Hier kannst du nicht lausen, Mensch!“

„Warum nicht?“

Die Frage haut ihn um. Ratlos

blickt er den Gang auf und ab, sein Gesicht wird immer länger, immer hilfloser.

„Ha... ha... haste wirklich Läuse?“ stottert er.

„Klar, hier!“ Ich halte ihm ein Prachtexemplar zwischen Daumen und Zeigefinger entgegen.

Da knallt er die Tür zu.

Bis Minsk habe ich das Abteil für mich allein.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) schweres sowjetisches Maschinengewehr, von 1910 bis 1943 produziert, das auf einer zweirädrigen Lafette (mit und ohne Schutzschild) transportiert wurde. Länge 1,10 m, Gewicht mit Lafette 69 kg, Vo 800 m/sec, Schußweite 5000 m, Feuergeschwindigkeit 500 Schuß/min, Gurte zu je 250 Patronen
- 3) saloppe Bezeichnung für kleinkalibrige Werfer
- 4) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 5) bereits im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) eingesetztes Jagdflugzeug vom Typ Polikarpow I-16, Eindecker, 450–490 km/h, 2 MG, im Zweiten Weltkrieg noch vorwiegend als Erdkampf-Flugzeug eingesetzt. Produktionszeitraum 1934–1943, Produktionszahl über 8600 Stück
- 6) Landserausdruck für Angehörige der deutschen Feldgendarmarie, die ein halbmondförmiges Schild als Kennzeichen an einer Kette um den Hals trugen
- 7) deutscher mittlerer Bomber, 2 Zylinder-Reihenmotoren Jumo 211 F-2 zu je 1350 PS, 365 km/h, Dienstgipfelhöhe 6700 m, Reichweite 1950 km, Startgewicht 14.000 kg, Spannweite 22,60 m, Länge 16,40 m, Höhe 4,00 m, 1 x 20-mm-Maschinenkanone, 1 x MG 131 (13 mm) 3 x MG 812 (7,98 mm), 2 Torpedos zu je 765 kg oder bis zu 2000 kg Bomben
- 8) russischer Spitzname für Deutsche
- 9) schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuß weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000–2000 m
- 10) saloppe Bezeichnung für Artillerie
- 11) Landserausdruck für Artilleriegeschosse großen Kalibers
- 12) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 13) salopp für Munition
- 14) leichtes Maschinengewehr ohne Lafette
- 15) Mannschaftstransportwagen
- 16) Landserausdruck für Sanitäter
- 17) Eisernes Kreuz I. Klasse
- 18) sowjetisches zweisitziges Erdkampfflugzeug (Schlachtflugzeug) vom Typ Iljuschin 2, „Sturmovik“, im Landserjargon „Schlächter“, „Eiserner Gustav“ oder „Schwarzer Tod“ genannt. Standardbewaffnung: zwei 23-mm-Kanonen, zwei 7,62-mm-MG, 400 kg Bomben und vier 82-mm-Raketen; Höchstgeschwindigkeit: 404 km/h in 1500 m Höhe. Insgesamt wurden über 31.000 IL 2 produziert
- 19) deutscher Jagdeinsitzer der Firma Messerschmitt, 1800 PS, 621 km/h Höchstgeschwindigkeit in 7000 m Höhe, Flugstrecke 720 km, 3 Kanonen 20 mm, 2 MG 13 mm
- 20) deutscher Panzer, 17,3–25 t, 7,5-cm-Kanone, zwei Maschinengewehre 7,92 mm, 5 Mann Besatzung
- 21) Vorgeschießer Beobachter zur Leitung des Feuers der eigenen Artillerie. Außerdem überwacht er u.a. das Gefechtsfeld, beobachtet die Wirkung des Besusses und hält Verbindung zum örtlichen Führer der Kampftruppe
- 22) militärische Bezeichnung für die Rundumverteidigung
- 23) Kompaniefeldwebel, für den inneren Dienst einer Kompanie verantwortlich, meist im Rang eines Hauptfeldwebels
- 24) Flugabwehrkanone
- 25) Landserausdruck für das sowjetische Feldgeschütz im Kaliber 7,62 cm, da Abschuß und Einschlag fast zeitgleich zu hören waren. Ihre Schußweite betrug über 8700 Meter
- 26) Kurzwort für den Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87
- 27) Synonym für Ärger
- 28) deutsche Tarnbezeichnung für Abschußgestelle von fünf ungesteuerten großkalibrigen Geschossen mit Feststoffraketenantrieb für die Bekämpfung von Flächenzielen. Sie wurden dabei auf geländegängige Kfz., leichte Panzer, gepanzerte Fahrzeuge oder Selbstfahrlafetten montiert; Gegenstück der sowjetischen „Stalinorgeln“
- 29) Hauptkampflinie
- 30) Propagandakompanie(n), 1938 bei den Armeegeneral-kommandos eingerichtete Sondereinheiten, seit 1943 eine eigene Truppe, bei der bis Kriegsende ca. 15.000 Mann dienten
- 31) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“
- 32) deutsches zweisitziges Verbindungsflugzeug mit erstaunlichen Langsamflugeigenschaften und extrem kurzer Start- und Landstrecke, 175 km/h Höchstgeschwindigkeit in Meereshöhe
- 33) Eisernes Kreuz II. Klasse
- 34) Schläger nach einem 1915 von dem Schriftsteller Hans Leip verfaßten Gedicht; gelangte durch die Sängerin Lale Andersen (eigentlich Liselotte Helene Bunnenberg) zu weltweiter Berühmtheit
- 35) Ewald von Kleist (1881–1954, gestorben in einem sowjetischen „Lager für Kriegsverbrecher“), Generalfeldmarschall, bewies im Westfeldzug die Schlagkraft geballter Panzerverbände
- 36) Heinz Guderian (1888–1954), Generaloberst, hatte beim Aufbau einer modernen Panzertruppe entscheidenden Anteil
- 37) Begriff aus dem Ersten Weltkrieg. Im Fliegerjargon nannte man den Navigator eines zweisitzigen Flugzeuges

„Franz“. Wenn die Maschine in die falsche Richtung flog hatte sie sich „verfranz“, d.h. der Navigator hatte nicht den richtigen Weg gefunden

38) Sanitätskraftwagen

39) steil abfallende, langgestreckte Schluchten in Südrußland

40) Flugabwehr

41) mittelschwerer sowjetischer Panzer, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten. Mit dem T 34/85 kam die letzte Version im Krieg zum Einsatz, die noch bis in die 50er Jahre der Standardpanzer vieler Länder des Warschauer Paktes war

42) legendäre deutsche Pistole im Kaliber 9 mm Parabellum und einem Stangenmagazin mit 8 Patronen; die „08“ wurde bis 1942 produziert

43) koffeinhaltige, energiereiche Schokolade; auch heute noch, meist an Tankstellen, erhältlich

44) zur besonderen Verwendung

45) entspricht dem Leutnant

46) 5-7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne plaziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer

47) sowjetisches Raketensalvengeschütz (russische Bezeichnung „Katuscha“), das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte; auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet

Tüfelbild: Panzer IV in Rußland (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 15. Januar 2012, erscheint der *LANDSER* 2860 unter dem Titel

Hinter feindlichen Linien

Rumänien 1944 – Die Front bricht zusammen – Viele Einheiten der Wehrmacht werden zerschlagen oder gefangengenommen – Einige Landser schlagen sich durch.

Autor: **L. Brav.**

In derselben Woche erhalten Sie den *LANDSER*-Großband 1364 – wie immer mit Original-Fotos, Farbseite und historischem Magazin. Titel:

Die Eroberung von Sewastopol

Sommer 1942 – Kampf um die stärkste Seefestung der Welt – Am Ende triumphiert die Wehrmacht über den Gegner – Der Erfolg mußte blutig erkaufte werden. Autor:

L. Vrba.

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landsr.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landsr.de; E-Mail-Adresse: landsr@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Leserkreisen nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany, Januar 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Leichter Panzer T 26



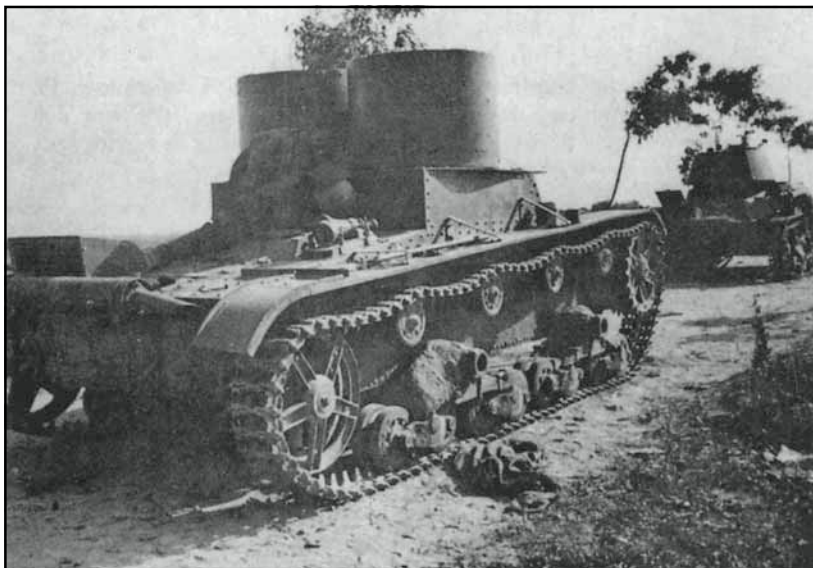
T 26 B-1

Dieser sowjetische Kampfwagen wurde ab 1931 hergestellt und war ein Ebenbild des britischen Vickers-Panzers. Die A-Serie besaß Zwillingtürme, die Serie B war nur mit einem Turm ausgestattet. Als Bewaffnung dienten Maschinengewehre der Kaliber 7,62 oder 12,7 mm. Es gab auch Ausführungen, wie die Muster A-4 und A-5, die mit 2,7- und 3,7-cm-Kanonen armiert waren. Der T 26 war als Unterstützungspanzer für die Infanterie konzipiert worden. Die Kampfwagen der B-Serie mit einem breiten Turm entstanden ab 1933. Im weiteren Verlauf der T-26-Herstellung gab es noch verschiedene Varianten, so z. B. Artillerie-Panzer mit einer 7,62-cm-Kanone und weitere Modelle mit verstärkter Bewaffnung. „Neue“ T 26 wurden ab 1937 produziert. Darunter die Baureihe B-2 mit verbessertem Turm und einer 4,5-cm-Kanone. Außerdem entstand ein T 26 B als Flammenwerfer-Panzer mit der Bezeichnung OT-130. Zu dieser Zeit waren sowjetische T 26 auch bei den Republikanern im Spanischen Bürgerkrieg eingesetzt. Dort gewonnene Erfahrungen wurden entsprechend genutzt und fanden zunächst ihren Niederschlag in der Herstellung des T 26 S mit niedrigerem Aufbau und konischem Turm. Schließlich entstanden aus T-26-Tanks auch noch Sonderfahrzeuge wie Artillerie-Selbstfahrlafetten, Brückenleger, Nebel-Panzer etc. Die Produktion des T 26, von dem rund 4500 gefertigt worden waren, wurde 1939 eingestellt.

Technische Daten

Gefechtsgewicht:	sieben bis zehn Tonnen (je nach Baureihe)
Besatzung:	drei Mann
Länge:	4,80 m
Breite:	2,39 m
Höhe:	2,09–2,39 m
Geschwindigkeit Straße:	30 km/h
Geschwindigkeit Gelände:	24 km/h
Motorleistung:	88–91 PS
Panzerung:	6–15 mm
Treibstoffvorrat:	180 l
Aktionsradius:	350 km

Sowjetische Kampfwagen



Leichter Panzer T 26